

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Band: 14 (1873)

Artikel: Allerlei aus dem Arbeiter- und anderm Menschenleben
Autor: Riedberger
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007841>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

K l e r l e i

aus dem Arbeiter- und anderm Menschenleben.

I.

In einer ländlichen Familie waren die Kinder nach der gewohnten Abendandacht schon zu Bett' gegangen. Weil die Kleinern des andern Tags wieder zur Kirche mußten und in die Schule, so nahm die Mutter, wie sie's im Brauch hatte, noch eine Musterung vor, ob's nichts zu flicken gebe an den Kleidern. Am selbigen Abend gab's ziemlich viel; denn nicht weit vom Schulhaus haben's den Tischmacher auf der „Stör“ gehabt und beim Sager einige tannene Läden geholt und sie an der Gartenmauer aufgestellt; und da sind dann die Buben natürlicher Dingen hinaufgeklettert und allemal über die ungehobelten Läden hinabgeritten; und gerade von Eisen waren die Kleider schon zur selben Zeit nicht, obwohl man von seidnen Hirthemden damals noch nichts wußte, wie sie jetzt bei manchen Bauernbuben der Brauch sind. Item die Mutter bekam dießmal einen späten Feierabend. Der Vater las noch im Exempelbuch eine Geschichte, wie er's gewohnt war vor dem Schlafengehen; dann zündete er noch eine Pfeife an und rebete mit der Mutter über Eint' und Anderes und hatte Rath mit ihr wegen dem Franzsepp, dem Ältesten. Der liege ihm schon lang in den Ohren und möchte gerne ein' Schmied abgeben. Der Nachbar wußte ihm in der Stadt einen guten Meister, der ihn wohlfeil in die Lehr' nahm'. Und es wäre eigentlich kein so übel's Handwerk und ein täglicher Verdienst und gerade Ueberfluß an Schmieden hab' man auch nicht; und etwas zu lernen, wär' jetzt der Franzsepp alt genug; und Talent und Kraft hätt' er auch und eine geschickte Hand und könne gut schreiben und lesen. Er für sich könnte ihm nicht ganz dawider sein; aber er hab' ihm schon gesagt, er wolle zuerst mit der Mutter reden.

Was sie jetzt also meinte? „Etwas müsse man allweg mit dem Franzsepp vornehmen, sonst werd' nichts aus ihm, meinte die Mutter; es sei das Allerverderbteste, wenn die jungen Burschen nichts zu thun haben. Da hab' man gerade an's Betters dem Jüngern ein Beispiel; der sei daheim s'lieb Kind gewesen und hab' nichts thun müssen; und da sei's ihm daheim zu langweilig geworden und hab' angefangen, Tag für Tag mit dem Vogelbüchlein herumzufahren und die armen, nützlichen Thierlein hinunter zu schießen, oder er sei in die Häuser hinaus gelaufen und an einem hl. Werktag nichts als gekegelt und gespielt und natürlicherweise nicht bloß um „Betet's“ oder „z' Vaterunsern“, sondern um Geld oder etwas „z' Essen und z' Trinken“. Und jetzt sitze er ja all und ein Abend, wo Gott gäb', im Wirthshaus und der Better hab' ein großes Kreuz mit ihm und könne ihm gar nichts anthun. D'rum wär's ihr ganz recht, wenn man den Franzsepp zu einem Handwerk thun wollte. Und wenn er so einen guten Appetit habe, das Schmieden zu lernen, nun so möcht' sie ihm willfahren. Man sage freilich, es sei ein wenig eine durstige Arbeit; aber wenn's im Holz sei, so dürsten Andere auch und wenn sie auch nicht schmieden. Man müsse dann dem Franzsepp nur nicht zu viel Geld unter die Händ' lassen und ihn zu einem braven, rechtschaffenen, soliden Meister in die Lehr' thun, der ihn ein wenig in die Korrektion nehme. Jetzt aber, was da der Nachbar gesagt von wegen einem Meister in der Stadt, in der heutigen Zeit, das wolle ihr nicht recht in den Kopf. Es müßte einmal denn ein extra-braver Meister sein, soust könnte sie den Willen nicht darein geben. Es gebe halt gar viele Meister, man könne nicht sagen, daß sie gerade nichts werth seien; aber wenn der Lehrjung oder die Gesellen die Woche

hinurch nur brav arbeiten, so bekümmern sie sich dann blutwenig darum, ob sie auch ihre Pflichten gegen Gott erfüllen und wie's mit ihrem Christenthum stehe; ob sie auch am Sonntag in die Mess' gehen und in die Predigt und ob sie auch hin und wieder ihre Andacht machen und wie sie sich aufführen; mit wem sie „laichen“ und wann sie in der Nacht allemal heimkommen; dem Allem fragen sie rein nichts darnach. Ehmals haben die Meisterleut' gemeint, sie müssen für ihre Gesellen und Lehrjung' gleichsam die Pflegertern sein und ein Aug auf sie haben, wie wenn's ihre Eigenen wären und sie hätten sich ein Gewissen daraus gemacht, wenn sie sich um ihre Aufführung und das Christenthum nichts angenommen hätten. Hingegen heutigen Tags sei das an den wenigern Orten mehr der Brauch; wenn's nur mit der Arbeit laufe, dann sei Alles in der Ordnung; und wenn der junge Bursch dann schon um Glauben und Religion komme und ein läberlicher Tropf werde, dem frage man wenig darnach. D'rum müsse man vor Allem bei rechten Leuten nachfundieren, was es da mit dem Meister sei in der Stadt. Auf den Nachbar allein ging' sie denn jedenfalls nicht; der sei in solchen Sachen, was Christenthum und Religion anbetreffe, auch nicht gerade ein Fachmann und nahn's da nicht genau; er würde meinen, wenn der Franzsepp nur recht z'Essen und z'Trinken hätt', so würde sich das Andere schon machen. Das Beste werde sein, wenn sie morgen selber mit dem Nachbar rede, wie der Meister heiße und wo er wohne; und dann müsse ihr der Kaplan an seinen Vetter schreiben, wo in der Stadt ein Geschäft habe und ein grundbraver Mann sei und seine Frau auch. Und da komme man dann schon d'rauf, ob der Franzsepp bei diesem Meister auch an Leib und Seel' versorgt sei oder nicht.“ Dem Vater hat diese Meinung wohl gefallen und des andern Tags hat die Mutter mit dem Nachbar geredet und mit dem Kaplan auch und über 8 Tag war schon ein Brief da aus der Stadt. Dem Kaplan sein Vetter wollte es nicht absonderlich rathen, den Franzsepp zu diesem Meister in die Lehr' zu thun. Es sei wahr, die Schmiederei verstehe derselbe gut und die Kost wär' auch recht und den Franzsepp würde es muthmaßlich nicht gar übel annehmen. Aber wenn dann der Lehrjung nicht apparte gut auf sich selber stehe, so wär's dann

zu fürchten, daß er vielleicht ein guter Schmied, aber ein schlechter Christ werde. Gerade keine Religion habe der Schmied nicht; er gehe am Sonntag in die Mess' und die Oftern mach' er auch. Aber weil die Regierung radikal sei und ihm viel zu verdienen gebe, so müsse er natürlich auch nach ihrer Pfeiffe tanzen, sonst käm' er natürlich um's Brod. D'rum müsse er auch immer eine radikale Zeitung haben und seinen Schoppen in einem radikalen Wirthshaus trinken und seine Leut' auch; und da hören sie dann schimpfen über die Geistlichen und über die Religion spötteln; und was sie nicht hören, das lesen sie in der Zeitung. Dann sei sonst nicht die beste Ordnung im Haus. Die Gesellen können am Sonntag in den Gottesdienst oder nicht, da heiße sie Niemand, und am Abend heim, wann sie wollen, wenn sie nur am Morgen wieder zur rechten Zeit am Amboß stehen. Das war genug für des Franzseppen Eltern, besonders für die Mutter, um auf einen andern Meister zu denken. Es waren bloß ein paar Tage vergangen, so hatte es schon die ganze Gemeinde gewußt, daß der Franzsepp ein' Schmied abgeben wolle; denn seine kleinern Geschwister hatten es in die Schule gebracht und die Schulkinder brachten es heim. Und als am nächsten Sonntag der Vater von der Kirche heimging, redeten ihn Viele darum an und Jeder mußte etwa da oder dort einen guten Schmied, der vielleicht einen Lehrjung' annähme. Aber die Mutter traute nicht so leicht und wollte noch einmal mit dem Kaplan reden. Sie sagte, wenn Einer Einem nur ein Roß zu wintern übergebe, und er kenne ihn nicht näher, so frage er auch nach, was es mit ihm sei und wie auch das Rößle gehalten wäre; und so sei's doch wohl der Mühe werth, sich zu erkundigen, wie der Franzsepp bei dem oder diesem Meister versorgt sei. Der Kaplan gehe wohl die nächsten Tage einmal zu des Nachbars Knecht, den er unlängst verwahrt habe und dann wolle sie auf ihn schauen und mit ihm Rath haben. Schon am selbigen Nachmittag ging der Kaplan in's Nachbar's und die Mutter gab einem Kind den Auftrag, es soll sich achten und es ihr sagen, wann der Kaplan heimgehe und als er dann von des Nachbar's kam, da ging sie ihm entgegen und redete mit ihm, was er etwa meine von wegen dem Franzsepp. Der Kaplan war

auch der Meinung, man soll den Franzsepp nicht nur so auf Grathwohl hin dem ersten besten Meister übergeben, sonst könnte es ihnen gehen, wie's schon vielen Eltern ergangen, die einen braven Jungen in die Lehr' gethan und einen Lumpen wieder heimbekommen. Man soll etwa bei rechtschaffenen Leuten nachfragen und da werde sich schon etwa ein braver Meister finden lassen. Es komme ihm aber in den Sinn, daß der Piusverein sich solcher Sachen auch annehme und einen eigenen, zuverlässigen Mann aufgestellt habe, der sich damit abgebe, für die jungen Leut', die ein Handwerk lernen wollen, gute und brave Meister aufzusuchen. Derselbe erkundige sich in allen bedeutenden Ortschaften, was für Meister in diesem oder jenem Handwerk zu empfehlen wären, und dann führe er eine Liste darüber und könne Einem sofort Aufschluß geben, bei welchem Meister an dem und dem Ort für die und die Profession ein Lehrling eintreten könnte und an Leib und Seel' gut versorgt wäre. Er wolle also in der Kirchenzeitung nachsehen, wer dieses Geschäft besorge; er glaube, es sei ein hochgestellter Geistlicher im St. Galler-Band; dann wolle er demselben schreiben und sobald er Antwort habe, wolle er ihnen dann Bericht geben. Die Mutter war damit sehr wohl zufrieden und sagte es allen Leuten, mit denen sie etwa wegen dem Franzsepp und der Schmiederei zu reden kam. Und die Leut' sagten, das sei jetzt eine recht schöne Einrichtung vom Piusverein und der Geistliche, der sich mit dieser Sach' abgebe, der könne vielen Eltern recht zum Trost werden und vielen jungen Menschen zu ihrem Glück verhelfen. An guten Meistern fehle es nicht; aber man wisse nicht allemal, wo sie seien und dann hab' man oft das Unglück, daß man selbst mit gutem Willen einen schlechten treffe. Hingegen so könne man doch hoffen, daß man einen guten finde. Nach einigen Tagen hatte der Kaplan schon einen Brief von dem geistlichen Herrn in St. Gallen und in dem Brief waren verschiedene, tüchtige Schmied-Meister aus mehrern Ortschaften mit Namen und Geschlecht angegeben, welche einen Lehrling annähmen und die man mit gutem Gewissen den Eltern anempfehlen dürfe. Dem Franzsepp seine Eltern konnten jetzt Einen auslesen. Obwohl sie mit Keinem näher bekannt waren, so gaben sie doch Einem den Vorzug, weil er nur etwa 6 Stunden weit von ihnen wohnte.

Man kam' doch hie und da zum Franzsepp, meinte die Mutter und er könnte allenfalls die Kleider zum Waschen und Flickern heimgeben und müßte schon weniger Lehrlohn zahlen. Und wenn's ihm etwas gäb' oder etwa Ein's von ihnen erkrankte, so wär' er doch nicht am End' der Welt und man könnte es einander zu wissen thun. Und dann sei's einmal dort ganz katholisch. Und dazu hatte die Mutter dort noch eine gute Bekannte, die ihr noch verwandt war. „Die nähm' sich des Franzsepps auch noch etwas an und er bekäm' weniger lange Zeit.“ Es wurde also abgemacht, man wolle die nächste Zeit mit dem Franzsepp dahin und mit diesem Meister reden und wenn er nicht gar zu unbillig fordere, so mache man's mit ihm. Wenn's etwas Besonderes zu richten und zu schlichten gegeben, da hat allemal die Mutter auf den Weg müssen, weil der Vater in solchen Sachen immer etwas unbeholfen sei und mit den Leuten gar lang nicht an ein Port komme. Schon an andern Morgen, sobald der Tag in die Luft gestoßen, nahmen die Mutter und der Franzsepp den Weg unter die Füße und gegen Mittag waren sie schon an Ort und Stelle. Bevor sie in's Schmied's gingen, machten sie noch einen Besuch bei der alten Base. Dieselbe hatte eine große Freude, daß der junge Wettermann in ihre Nachbarschaft komme; sie wolle dann morgen schon mit ihnen zu s'Schmied's hinübergehen, sie sei gar gut bekannt mit denselben. Aber heut' müssen sie jetzt jedenfalls bei ihr bleiben und bei ihr übernachten; sie thue es nicht anders; der Schmied sei heut' ohne das nicht daheim; es sei heute Rath und da komm' er nicht heim vor Nacht. Das Anerbieten der guten Base wurde mit Dank angenommen; denn sie waren vom weiten Weg doch etwas ermüdet und dann konnten sie auch etwas mit einander reden und etwas von s'Schmied's vernehmen, wie derselbe Einer sei und wie sie etwa eine Kost haben und was der Franzsepp etwa besonders zu thun und zu lassen habe, wenn er mit dem Meister gut auskommen wolle. Beim Mittagessen gab's nun eine schöne Zeit über Alles und Jedes zu fragen und die Base und ihre Leute wußten über Alles Bescheid, so daß der Franzsepp schon zum voraus wußte, was in's Schmied's Brauch und Ordnung sei, was sie zu essen haben, wann die Gesellen und der Lehrling auf müssen und

wann's Feierabend gebe und daß der Schmied in Gericht und Rath sei und ein exakter Mann und daß ihm die Gesellen nicht aufbegehren und nicht blau machen dürfen und am Sonntag in den Gottesdienst müssen und in die Predigt und wenn sie am Abend nicht zu rechter Zeit daheim sind, die erstenmal einen rechten Kavillantis und wenn's nicht bessert, den Abschied bekommen. „Da müsse also die Mutter nicht Kummer haben wegen dem Franzsepp, denn da sei er gut versorgt, meinte die Base, und wenn er Talent und Willen habe, so könne etwas Rechtes aus ihm werden. Der Schmied sei halt nur ein solider Meister, wie's nicht Alles voll deren gebe.“ „Ja, und dann hab' der Schmied Haar an den Zähnen, sagte der Base ihr Mann; und wenn er schon kein G'studierter sei, so habe er gleich in Gemeinds- und Landessachen so gute Einfäll' und Erfahrung, als manch' Einer, der auf der Hochschul' gewesen. Auch stehe er nicht an leeren Wänden; der Mann sei mit einem schönen Vermögen hintersekt und sein Geschäft laufe, besser nützte nichts; und dazu habe er Kredit und sei kurzum in Ehr und Achtung Land auf und Land ab. Gerade Allen sei er freilich nicht der rechte. Was so die lüderlichen Leut' seien, die mögen ihn nicht, weil er als Vorsteher ihnen zu exakt sei und sich für Gesetz und Ordnung annehme. Und wenn Einer gestraft werde, so meine er allemal, der Schmied habe ihn verklagt und es sei ihm unbillig gegangen und es mög' sich nicht vertragen, wegen einem solchen Bagatell Einen zu strafen. Und dann gebe es in der Gemeinde, wie heutigen Tages an allen Orten, auch etliche Neugesinnte, welche da meinen, es sei gleich, was man glaube und die immer Freiheit und Fortschritt im Maul haben und sich einbilden, es gäb's gar nicht auf der Welt, wenn sie nicht wären und es sei nicht menschenmöglich, daß ein Land oder eine Gemeinde etwas Rechtes zuwegebringen, wenn sie nicht die Hände darin haben. Solchen Leuten, meinte der Alte, sei dann freilich der Schmied mit seinen guten, katholischen Gesinnungen und weil er da auf dieser neugebackenen Freiheit nicht viel halte, ein Dorn im Aug'. Wenn sie Meister wären, sie hätten ihm schon längst den Mantel abgezogen und ihn selber oder Einem ihresgleichen angelegt. Am liebsten wär' ihnen der Wirth in der Nachbar-

schaft mit dem Uebernamen „Hotel zur Philosophie“, weil er gar erschrecklich gelehrt thue und sich etwas einbilde auf seine Weisheit. Sie meinten, der ließ etwa Fünfe g'rad sein und der dürfte den Geistlichen und dem Schmied allemal schon in den Bart hangen, wenn sie nicht nach seiner Fortschrittsgeige tanzen wollten. Mit dem soll dann der Franzsepp nichts zu thun haben, wenn er bei Ehr und Kredit bleiben wolle, sagte die Base und die Mutter bestätigte es.

Des andern Tags, als es zur hl. Messe geläutet, ging die Base mit den Verwandten zur Kirche; sie wolle Anfangs dem Franzseppli den Weg dahin zeigen und es sei heute sonst ein wichtiger Tag für ihn, wo sie mit dem Schmied den Akkord machen müssen; es schade gar nichts, wenn sie die Sach' zuerst dem lieben Gott und der Mutter Gottes anempfehlen, damit es auch gut gehe. Nach dem Gottesdienst führte sie nun die Leut' in's Schmieds hinüber. Der Schmied nahm sie freundlich auf und die Base machte den Dollmetsch; „der junge Mensch da hätte einen guten Appetit, das Schmieden zu erlernen und möchte gefragt haben, ob er bei ihm in die Lehr' treten könnte; der Franzsepp sei von braven, rechtschaffenen Leuten und ihr noch verwandt und folgen hab' er daheim auch müssen und sei fromm und ehrlich und in der Schul' immer Einer der Ersten gewesen und es sei ihnen von rechten Leuten gerathen worden, bei ihm anzuklopfen, von wegen er ein Hauptmeister sei und die jungen Leut' recht halte.“ Der Schmied runzelte die Stirne, daß es dem Franzsepp fast gar ein wenig Angst wurde. „Es sei ein wenig böß mit den Lehrjungen, meinte er, wenn man etwas exakt mit ihnen sei und sie in Zucht und Ordnung halte, wie's für einen Meister Pflicht und Schuldigkeit sei, so meinen sie gerade, man sei zu streng mit ihnen und laufen zu den Eltern und klagen, sie können es unmenschenmöglich mehr länger aushalten; und die Eltern glauben ihnen und meinen, gerade verderben lassen sie denn doch den Bub' nicht, er soll nur wieder heimkommen, etwas zu essen werd' er noch haben, ohne daß er dem Meister an seine Gnab' kommen müsse und am End' gäb's noch andere Meister, die den Bub' gern genug in die Lehr' nähmen. Hingegen aber, wenn man so die Lehrjung' machen lasse, was sie wollen und nicht

immer ein Aug' auf sie habe und sie, wenn's nöthig sei, nicht ein wenig in die Korrektion nehme, so lernen sie nichts und werde nichts aus ihnen und kommen zuletzt als Thunichtgut heim und die Eltern geben dem Meister die Schuld, da sei er verderbt worden. Er wolle ihnen gerade sagen, wie er's mit den Lehrlingen und den Gesellen habe. Morgen 5 Uhr müssen sie auf und nach einem kurzen Morgengebet geh' es an die Arbeit, Abend 7 Uhr Feierabend, Mittags eine Stunde Rast; die Kost haben sie mit der Familie an einem Tisch; am Abend beten sie gemeinschaftlich mit der Familie; im Winter um 8 Uhr, im Sommer um 9 Uhr wird das Haus geschlossen und da kommt Keiner mehr heraus und herein. An Sonn- und Feiertagen müssen sie in den Vor- und Nachmittags-Gottesdienst und an bestimmten Tagen ihre Andacht machen. Wer sich nicht fügt, oder wer wüste Reden führt oder über die Religion spöttelt oder blau macht, schiebt ab. Nebstdem betrachte er seine Lehrling' und Gesellen, wie wenn sie zur Familie gehörten und halte sie, wie die eigenen Kinder. So hab' er's jetzt immer mit ihnen gehalten. Wenn's nicht gefalle, der könne gehen; er zwingt Keinen, bei ihm zu bleiben. Er wisse wohl, es heiße oft, er sei zu streng; aber item, so müsse es ihm sein; und er habe immer Leut' genug bekommen. Wenn's also dem jungen Menschen da so gefalle und sie um den Lehrlohn eins werden, so wolle er ihn annehmen und er könne in 14 Tagen kommen." Die Mutter war extra wohl zufrieden mit dem, was der Schmied gesagt und als der Schmied einen Augenblick aus der Stube gegangen, da fragte sie den Franzsepp, wie er's jetzt habe? er wisse jetzt, woran er mit dem Meister sei; zwingen wolle sie ihn nicht; aber wenn sie einmal den Akkord abgemacht, dann soll er denn nicht heimkommen und klagen; versorgt sei er da an Leib und Seel', besser als daheim; aber wenn's ihm nicht gefalle, so könne man es jetzt noch machen, wie man wolle. „Ihm sei's ganz recht, da zu bleiben, sagte der Franzsepp; ein wenig ein exakter sei der Meister und ein resoluter, das'elb' merke man schon; aber wenn's Andere erlitten haben, so werd' er's auch erleiden mögen.“ Es wurde nun mit dem Schmied vorläufig ein Lehrakkord zu Faden geschlagen und eine Probierzeit von

14 Tagen anbedungen; und wenn man dann gut für einander sei, so könne man dann definitiv den Vertrag abschließen; sie können nun daheim anfangs mit dem Vater reden, sie wissen jetzt ungefähr, wie's mit dem Lehrlohn und mit Allem und Jedem sei. Jetzt mußten sie noch ein Glas Wein nehmen, der Schmied wollte es nicht anders thun und der Franzsepp mußte noch mit dem Meister in die Schmiede hinunter, wo ihm schon provisorisch sein zukünftiger Platz angewiesen wurde. Als sie nun sich verabschiedet, gab ihnen dem Schmied seine Frau noch ein Stück weit das Geleit. Die Mutter ersuchte sie, daß sie sich des jungen, unerfahrenen Menschen in allweg annehme; sie soll ihm nur nicht schonen. Etwa gerade von den Bösesten Einer sei er nicht; aber er bete nicht absonderlich gerne und wär' nicht ungern dabei, wo's lustig geht. Des Schmieds Frau versprach, sie wolle etwa ihr Mögliches thun und für den Lehrling sorgen, so gut sie könne. Mit den Gesellen sei's manchmal freilich etwas böß; wenn man oft mit der Arbeit übermattet sei und gerade Einer komme, so stell' man ihn ein und da treffe man's dann auch unterschiedlich; es gebe eben auch Bessere und Schlechtere. Indessen wolle sie etwa sorgen, daß sich der Franzsepp nicht nachnehmen lasse. Und dann über das, bleiben die, wo nichts werth seien, ordinäre nicht lang bei ihnen, es sei ihnen zu eng. Diese Worte waren für die Mutter ein neuer Trost und sie ging recht vergnügt nach Hause. Auf dem Heimweg schickte sie den Franzsepp noch zu des Schneider's; er müsse ihnen die nächsten Tage unfehlbar auf die Stör kommen, um ihm eine neue Kleidung zu machen. Auch die Wäscherin bestellte sie, sie wolle noch waschen, eh' der Franzsepp fortgehe. — Am Sonntag vor seiner Abreise mußte der Franzsepp noch die Andacht machen und Nachmittag durfte er noch zum Kaplan und zum Götli, um Abschied zu nehmen. Beide gaben ihm noch gute Lehren und der Götli ein Fünfliber; er soll sich gut halten und nichts mit bösen Kameraden haben. Am andern Morgen packte ihm die Mutter noch die „Christliche Unterweisung für die Jugend“ ein und ein Gebetbuch und Vater und Mutter machten ihm noch das hl. Kreuz und „er soll alle Tage dem Schutzengel beten und dem Meister schön folgen“. Der Vater und

Alle im Haus gaben ihm noch das Geleite bis zum großen Nußbaum; die Mutter aber ging noch mit ihm bis zum „Helgenstöckli“; dort mußte er noch mit ihr den englischen Gruß beten; „und jetzt soll er in Gottes Namen gehen und und soll Sorg' haben zu Leib und Seel' und zum Geld; und hinten in der Fasnacht, wenn's ihm der Meister erlaube, könne er dann einmal heimkommen und etwa in 14 Tagen soll er einmal schreiben; s' Franzeli müß' ihm dann auch antworten. Und jetzt b'hüt dich Gott und viel Grüß' dem Meister und seiner Frau“.

III.

Die ersten 8 Tage waren vorbei, ohne daß die Eltern etwas vom Franzsepp vernommen. Aber es verging kein Tag und im Tag fast keine Stunde, ohne daß Eines oder das Andere etwas von ihm sagte und sie hätten nie geglaubt, daß er ihnen so weit machen werde. Und die Mutter und die Kinder gingen nie zum Brunnen, ohne daß sie lang gegen den großen Nußbaum hinschauten, ob nicht etwa Einer komme, der etwas vom Franzsepp zu berichten wisse. Das Erste, was sie vernommen, war ein Gruß, den er einem Rauchholderholz-Krämer an die daheim auferlegt hatte. „Er sei gesund und wohl und habe keine lange Zeit und der Meister sei apparte wohl mit ihm zufrieden und er mit dem Meister auch.“ Der Rauchholder-Nazi mußte jetzt etwas „z'Müni“ dafür nehmen und hat seither allemal einen Gruß gebracht, so oft er in des Schmieds gewesen und hie und da auch sonst. Nach 14 Tagen kamen die Kinder wie im Flug aus der Schule; der Bot' hatte ihnen einen Brief gegeben und der sei gewiß vom Franzsepp. Und sie hatten's errathen. Für Leute, die Jahr aus und Jahr ein keinen Brief bekommen und mit der äußern Welt so wenig in Verkehr sind, ist ein Brief ein wahres Ereigniß, besonders wenn es der erste ist, den der Sohn aus der „Fremde“ schreibt. So war es auch hier. Die ganze Familie mußte auf den Platz; der Vater band die Kuh, mit der er fuhrwerkte, an einen Baum, die Mutter stellte die Erdäpfel vom Feuer, damit sie nicht anbraten; das Anneli sprang aus dem Webstuhl, das Franzli vom Spinnrad und die Kinder alle umlagerten den Tisch und warteten auf beide Ellbogen gestützt in großer Spannung

auf das was der Franzseppi geschrieben. Dem Vater gehört das Vorrecht, den Brief zu öffnen und ihn zuerst zu lesen; weiß man ja nie, was in einem Brief ist. Der Franzsepp schrieb, sie werden bereits durch den Rauchholder-Nazi vernommen haben, daß er gesund und wohl sei; der Meister habe ihm noch kein Unwort gegeben und sei ein wahrer Vater an ihm. Er danke den lieben Eltern, daß sie ihn zu so guten, braven Leuten in die Lehr gethan. Er wolle sich bestreben, den Erwartungen seiner Eltern zu entsprechen und das Handwerk recht zu erlernen, damit sie ihr sauer erworbenes Geld nicht nutzlos verwenden; und wenn einmal die Lehrzeit vorbei sei, so wolle er ihnen dann gewiß auch nachhelfen. Die Kost sei, daß er sie nicht anders wünschen wollte. Auch die Gesellen seien gut gegen ihn; der Meister würde es aber auch nicht annehmen, wenn sie unfriedsam wären. Aber das'selb' sei wahr, eine rechte exakte Ordnung wolle der Meister haben. Er gebe den Gesellen recht zu essen und einen sehr' guten Lohn, dann aber verlange er mit Recht, daß sie recht thun und fleißig arbeiten. Und wenn sie sich die Woche hindurch brav gehalten, so achte dann der Meister am Sonntagabend etwa eine Maß Most auch nicht; der Meister und seine Frau sagen allemal, sie wollen ihnen lieber daheim etwas geben, als daß sie ihr schwer verdientes Geld in die Wirthshäuser tragen. Am Sonntag über 8 Tage sei dann dem Meister sein Namenstag, da haben die Gesellen schon gesagt, da gäb's dann ein rechtes Familienfest, wo sie auch dabei sein können. — Und jetzt sollen sie ihm den Kaplan grüßen und den Götti und Alle in der Nachbarschaft.

Die Eltern hatten Freud' mit dem Brief und wer lesen konnte, wollte ihn selber noch lesen; auch die Grüße richteten sie pünktlich aus und der Brief wanderte von Haus zu Haus in der Nachbarschaft. — Unterdessen ging Alles gut in der Schmiede und an des Meisters Namenstag extra gut; besonders am Abend saß die ganze Familie, zu der ja auch Gesellen und Lehrjung gehörten, im freundlichen, fröhlichen Kreis beisammen und auf eine Flasche mehr oder weniger kam's am selben Tag in des Schmieds nicht an. Die Kinder mußten etwa ein schönes Lied singen, das sie in der Schule gelernt, oder es wurde ein Spiel gemacht, oder etwas Kurzweiliges erzählt.

Bei solchen Anlässen kam dann der Meister gern auf seine Erlebnisse zu sprechen und wußte für sein Hausvolk, besonders für die Lehrjungen und Gesellen gar manche schöne Lehre einzuflechten. Am selbigen Abend, nachdem die Kinder zu Bett gegangen und die Mutter noch eine Maasß vom Bessern heraufgeholt, erzählte er ihnen, wie's in seinen jüngern Jahren, wo er noch Gesell gewesen, wenig gefehlt, daß er bald um Glauben und Religion gekommen und ein rechter Jakobiner geworden wäre. Sein Vater selig habe ihn gut schulen lassen und wo er dann aus der Schule ausgetreten, da hab' er noch über ein Jahr lang allemal an Sonn- und Feiertagen zum Kaplan müssen, um sich noch besser auszubilden. Der Kaplan habe ihm dann auch gute Bücher zu lesen gegeben und da hab' er dann manch liebesmal die halbe Nacht gelesen, was ihm freilich der Kaplan vermiesen, das sei des Guten zu viel und man müsse in Allem Maß halten, auch im Lesen. Als er dann sein Handwerk erlernt gehabt habe, so habe er ein paar Jahre die „Fremde gemacht“. Da sei er zu einem Meister gekommen, der im Ganzen kein böser Mann gewesen, aber doch aus allerlei Rücksichten immer eine radikale Zeitung gehalten habe, die dann auch die Gesellen lesen konnten, wenn sie wollten. Da er nun keinen Menschen mehr hatte, der ihm etwa gute Bücher zu lesen gegeben, so sei ihm natürlich eine Zeitung gar willkommen gewesen und wenn er sich sogar den Schlaf abbrechen mußte, die Zeitung mußte gelesen sein. Man könne sich wohl denken, daß so ein junger, unerfahrener Mensch, wie er damals war, zwischen Wahrem und Falschem, zwischen Recht und Unrecht nicht immer genau unterscheiden konnte; und weil er von Haus aus immer offen und ehrlich die Wahrheit zu sagen gewohnt gewesen, so hab' er geglaubt, andere Leut' seien auch so und sie dürften's ja nicht drucken, wenn's nicht wahr wäre; und darum hab' er Alles für heilige Wahrheit gehalten, was in des Meisters Zeitung gestanden. Zu seinem großen Unglück hab' er keinen Menschen gehabt, der ihn vor dieser Zeitung gewarnt hätte; im Gegentheil habe der Meister selber, wenn etwas disputiert wurde, Alles mit seiner Zeitung bestätigt. Und da sei dann fast Tag für Tag immer etwas darin gestanden gegen die Geistlichen, gegen die Jesuiten und Klöster, gegen Papst und Bischöfe.

Bald hat's darin geheizen, wie da und da ein Geistlicher gar intolerant und insolent die Kanzel mißbraucht und alle Andersgläubige verdammt habe; bald wie etwa in Amerika d'rinnen Einer ein schreckliches Mergerniß gegeben; bald wie einer im Beichtstuhl ein völliger Gewissenstrann sei und die Personen, die bei ihm gebeichtet, in Irr- und Wahnsinn gestürzt habe; bald wie der oder dieser Geistliche einen impertinenten, ehrvergeß'nen Kalendar schreibe, daß es eine Schande sei für's ganze Land; bald wie in einem Kloster zur Schande der Menschheit und des 19. Jahrhunderts in einem schauerlichen Gewölbe ohne Luft und Licht, ohne Nahrung und Liegerstatt ein lebendiges Gerippe einer armen Klosterfrau gefunden worden sei, deren herzdurchdringendes Jammergeschrei und verzweifelter Hilferuf seit Zwanzigen von Jahren umsonst an die tauben Ohren ihrer grausamen Mitschwestern gedrungen. Dann habe die Zeitung wieder gebracht, wie es in den katholischen Kantonen, besonders der Urschweiz, gar entsetzlich aussehe mit der Bildung und dem Rechtswesen; für das Schulwesen werde da minder, als nichts gethan und die Leute wachsen da unter der Herrschaft der Geistlichen ganz mild auf, wie die Hottentotten; und da wimmle es von Dummheit und Aberglauben und Alles sei versunken in eine so tiefe, stocksteindicke, kohl-rabenschwarze Finsterniß, daß man Nebel darin brechen könnte; der Jesuitismus und der Ultramontanismus und andere dergleichen „Musen“ liegen manns hoch übereinander und das arme, verblendete, geknechtete und gekneblete Volk seufze und ächze und schmachte und lechze umsonst nach dem Tage, wo auch ihm das Licht der Aufklärung und der Sonnenschein der Freiheit leuchten werde. Mitunter hab' dann der radikale Zeitungsschreiber noch einen rechten Schmerzensschrei ausgestoßen, wie lange doch die Bundesbehörden zuschauen wollen, wie man da aller Bildung, Freiheit und Fortschritt Hohn spreche und die tiefgekränkten Menschenrechte mit Füßen trete; das ganze Vaterland sei von den Jesuiten und Jesuiten-knechten unterhöhlt und der Einsturz sei unvermeidlich, wenn man nicht mit fester Hand dem Pfaffenthum den Hals umdrehe. Solches und ähnliches Zeug sei so ungefähr das Futter gewesen, welches die Zeitung des Meisters ihren Lesern vorgelegt. Jetzt könne man sich eine Vor-

stellung machen, wie die Zeitung allemal darein-
 gefahren, wenn sie die Klöster und Jesuiten noch
 extra verarbeitete. Da seien so haarsträubende
 Sachen darin gestanden, daß er's nicht sagen
 möchte und daß er oft gedacht, es könne doch
 nicht so sein; aber item, es sei ja doch gedruckt
 zu lesen; und es würde sich doch ein ehrlicher
 Mensch schämen, so etwas zu schreiben und es
 gar noch zu drucken, wenn's erlogen wäre. Er
 habe eben damals in seiner Einfalt noch nicht
 gewußt, daß es auch unehrliche Schreiber und
 Drucker gebe, die ein Geschäft daraus machen,
 über alles Katholische recht impertinent zu lügen
 in der Hoffnung, es bleibe immer etwas hangen.
 Was ihn am meisten betrübt habe, sei das ge-
 wesen, daß laut seiner Zeitung der gute Papst
 ganz und gar in der Gewalt dieser entsetzlichen
 und Alles vergiftenden Jesuiten sei. Der Papst
 wäre, wie die Zeitung allemal berichtete, noch so
 leidentlich ein guter Mann, er lebe und lasse
 leben; aber er sei sauber nichts Meister, er müsse
 lehren, was den Jesuiten gefalle, er müsse thun,
 was sie wollen; wenn sie befehlen, so müsse er
 die grausamsten Unmenschen heilig sprechen; wenn
 sie es verlangen, so müsse er die edelsten Männer
 in den Bann thun; statt zu segnen, müsse er
 verdammen, statt zu beten, müsse er fluchen;
 Alles wie und weil's den Jesuiten so gefalle. —
 Dem Franzsepp stunden die Haare zu Berg', als
 der Meister so erzählte und er konnte es fast
 nicht glauben, daß so etwas in einer Zeitung
 gestanden. Auch dem Meister seine Frau sagte:
 Behüt' uns Gott und das hl. Kreuz! Solche
 Sachen werden doch in keiner Zeitung gewesen
 sein? „Aber noch viel schrecklichere, antwortete
 der Schmied; das ist nur noch so der Schaum
 oben ab; Christus selbst, unser lieber Gott und
 Erlöser und seine gebenedeite Mutter sind nicht
 sicher vor der Lästerzunge einer radikalen Zeitung.
 Sie sollen, wenn sie's nicht glauben wollen, nur
 jetzt die radikalen Zeitungen lesen, so werden
 sie selber sehen, wie sie Alles, was dem Katho-
 liken heilig und ehrwürdig ist, bespötteln und
 verlästern und im Roth herumziehen. „Aber,
 sagte der Franzsepp, es dünkt Einen, solche Zei-
 tungen sollten die Regierungen verbieten?“ „Ja,
 da kämest du schön an, wo die Bundesherren
 manchmal selber darein schreiben, sagte der Schmied;
 einfältiger Franzsepp; meinst du die Zeitungs-

schreiber dürften so etwas drucken lassen, wenn
 sie nicht wüßten, daß man's z'Bern oben gern
 liest und damit einverstanden ist.“ „Aber jetzt
 meinte der Franzsepp wieder, man sollte glauben,
 solche schlechte Zeitungen hätten wenigstens bei
 den Katholischen keinen Absatz?“ „Man sollte
 es freilich meinen, erwiederte der Schmied; man
 sollte glauben, es wäre kein Katholik so dumm
 und so gewissenlos, daß er noch mit seinem
 eigenen Geld solche Schandblätter unterstützte und
 dem radikalen Zeitungsschreiber noch den Lohn
 gäbe, daß er Tag für Tag seine heilige Kirche
 und Alles, was ehrwürdig und heilig ist, beget-
 fere. Ich für mich meinte jetzt, es wäre wohl
 entsetzlich dumm, wenn ich dem, der mir in seinem
 Muthwillen fast alle Tage ein' Stein in's Fenster
 wirft, noch den Taglohn geben wollte; und es
 wäre wohl gewissenlos, wenn ich einem Lotter-
 buben noch ein Trinkgeld gäbe, daß er meine
 Mutter Tag für Tag verschimpfe. Und so ist es
 gerade, wenn ein Katholik eine radikale Zeitung,
 die immer auf unsere Mutter, die kath. Kirche,
 losschimpft, um sein eigen gutes Geld bestellt.
 Aber du lieber Franzsepp, man merkt wohl, daß
 du noch wenig weißt vom Weltlauf. Tausende
 und Tausende von Katholiken lesen und bezahlen
 schlechte, kirchenfeindliche Zeitungen; Viele, weil
 sie eben an solchem Zeug Geschmack finden; der
 Mistkäfer sucht seine Nahrung auch nicht auf den
 Blumen, sondern ganz anderswo und die Raben
 sind nie vergnügter, als wenn sie um ein stinken-
 des Aas herum sind. Dann nehmen wieder viele
 eine kirchenfeindliche Zeitung, weil sie meinen, sie
 wären nicht gebildet und jedenfalls würde man
 sie nicht für liberal halten, wenn sie ein gut
 kath. Blatt hätten. Wieder Andere dürfen nicht
 anders, weil sie den Verdienst von der Regierung
 haben und die Regierung zufällig radikal ist;
 oder weil der Zeitungsschreiber in Gericht und
 Rath sitzt und man ihn nicht gern vor den Kopf
 stoßt. Wieder Andere, z. B. die Wirthsleute und
 Geschäftsleute, haben ein radikales Blatt wegen
 ihren Kunden und Gästen, als wie wenn das
 Geld der Konservativen und Katholiken nichts
 werth wäre. Die Wirthshäuser, wo du Zeitungen
 von beiden Sorten findest, sind schon von den
 brävern; aber sie sind rar und noch rarer, wo
 man keine schlechte findet. Endlich gibt es noch
 Manche, sie haben eine schlechte Zeitung, aber

wissen selber nicht, warum. So hat gerade unser Nachbar immer eine solche; er weiß sicher nicht, warum; einmal einverstanden ist er gewiß nicht mit dem, was sie bringt, sonst wär' er dann schlechter, als er scheint. Und so geht es noch Vielen mit den schlechten Zeitungen. Sie haben etwa in einem Wirthshause einmal eine gelesen und da war etwa ein lustiges Stücklein darin und das hat ihnen gefallen und item, schnell auf die Post und sie bestellt. Andern wurde etwa von Einem, mit dem sie ein Geschäft abgethan, die Zeitung angerühmt; wieder einem Andern hat der Krämer das Zeug zu einer Weste oder der Doktor die Mixtur in eine solche Zeitung eingepackt und daheim hat er's gelesen und da war gerade über den Napoleon geschimpft und den mag er weder wissen noch hören und das hat ihm wohl gethan und die Zeitung mußte ihm nur her. Was dann viele Herren betrifft, so meinen sie eben, diese Sorten von Zeitungen bringen die neuesten Nachrichten immer früher, als die andern, als wie wenn es nicht noch am Abend früh genug wäre, die Schimpfereien gegen die kath. Kirche zu lesen. Und dann soll man nur die guten Zeitungen kräftig unterstützen; der Telegraph arbeitet eben auch nur um's Geld und hat der Zeitungsschreiber mehr Abonnenten, so hat er auch mehr Geld und hat er Geld, so wird ihm schon telegraphirt, wenn's was Neues gibt. Aber da mästet man lieber ein radikales Blatt und läßt die Bessern verhungern." „Aber, bemerkte die Frau, hast du wirklich all' das Zeug gelesen und es auch geglaubt, was in des Meisters Zeitung gestanden?" „Allweg hab' ich's gelesen, sagte der Schmied; denn ich habe ja gar Niemand gehabt, der mich gewarnt hätte; und mehr und minder hab' ich's auch geglaubt und je länger, je mehr, weil mir nie eine Widerlage gemacht wurde. Nach und nach, so erzählte jetzt der Schmied weiter, sei ihm dann wie unvermerkt die Achtung vor der Geistlichkeit und die Anhänglichkeit und Liebe zur kath. Kirche immer schwächer geworden und zuletzt fast ganz abhanden gekommen. Wenn er einen Geistlichen gesehen, so hab' er gedacht, das sei vielleicht auch so Einer, wie allemal die Zeitung sage. Wenn er eine Predigt gehört, so sei ihm in den Sinn gekommen, die Zeitung könne doch recht haben, es sei vielleicht Alles nur Lug und Trug; und nach und nach

sei er immer seltener in der Predigt geblieben. Wenn etwas von Rom gekommen, so hab' er wenig darauf gehalten, denn das sei nur wieder von den Jesuiten und die wisse man, was sie seien. Wenn ein Ordensmann oder eine Ordensschwester über die Straße ging, so haben er und die andern Gesellen über sie gepsäßt und gelacht, das seien auch rechte Faullenzer, die nichts thun, als gut essen und trinken. Ueberhaupt habe er gegen alles Geistliche und Kirchliche nur Gleichgültigkeit oder Mißtrauen gehabt und wirklich gemeint, es sei, wie's die Zeitung sage, Alles faul in der kath. Kirche. Drum hab' er auch wirklich angefangen, es zu billigen, wenn die weltlichen Regierungen allerlei Gewaltthaten gegen die kath. Kirche verübten. Er hab' es ganz in der Ordnung gefunden, daß man die Klöster aufhebe, denn laut der Zeitung seien die ja ein großer Landschaden; und wenn man Bischöfe und Priester verfolgte, so hab' er gedacht, es geschehe ihnen recht, warum machen's sie so, wie's allemal in der Zeitung zu lesen. Besonders hab' es ihn gefreut, daß man die Jesuiten überall vertrieben; und wenn er etwas Meister gewesen wäre, so hätte er auch die, wo bei ihnen studiert haben, des Landrechtes verlustig erklärt und sie in's Pfefferland geschickt. Jetzt dem Papst hab' er's auch gönnen mögen, daß man ihn verfolgte und beraubte, es geschehe ihm der rechte Lohn, wenn er's so mache, wie die Zeitung berichte. Ueberhaupt hab' er Alles in Ordnung gefunden, was die Radikalen gegen die kath. Kirche gethan. Ob denn ihre Gewaltthaten gegen die Kirche, gegen Papst und Bischöfe, gegen Klöster oder Jesuiten auch recht seien, über das hab' er nicht lang den Kopf zerbrochen; denn: „Recht ist, was man dazu macht," hab' allemal die Zeitung gesagt und was die Radikalen machen, das könne nicht Unrecht sein, denn die seien ja unfehlbar. Deswegen hab' er auch steif und fest geglaubt, sie allein meinen es gut mit dem Volke und das Vaterland müßte ohne sie in kurzer Zeit ganz und gar aus den Fugen gehen. Wenn daher bei den Wahlen Einer so recht urthig von Freisinn und Toleranz redete und wie es Licht werden müsse in den Finsternissen des römischen Aberglaubens, so sei das sein Mann gewesen und dem hab' er aus vollem Hals Bravo gerufen und ihm mit Freuden gestimmt. Dann sei ihm Eines eine ausgemachte

Thatsache gewesen, daß die Leut' dieser Parthei lauter helle, intelligente, geschickte Köpfe seien und daß ohne sie auf Erden keine ächte Bildung, keine wahre Wissenschaft, kein Recht und keine Freiheit wäre, sondern nur Rohheit und Aberglauben, Geistesdruck und Gewissenszwang. Drum hab' er's auch ganz natürlich gefunden, daß da, wo die Radikalen Meister sind, vom ersten Standeshaupt bis hinab zum letzten Laternenputzer Alle von ihren Leuten sein müssen und daß sie hingegen, wenn die Andern oben auf kommen, allemal Zetter und Wordio schreien über Ausschließlichkeit und Intoleranz. Was mich dann am meisten in Gefahr gebracht, sagte der Schmied, und mich dem völligen Schiffbruch am Glauben entgegen trieb, das war die heillose Manier unserer Zeitung, von nah und fern Alles aufzustöbern, was etwa nachtheilig für die Geistlichen oder für kirchliche Anstalten sein konnte und dann allemal die wirklichen oder erdichteten Fehler der Einzelnen recht gewaltig aufzublasen, um sie dann der Kirche selber in die Schuhe zu schütten. Wenn von einem Geistlichen etwas berichtet wurde, das nicht recht war, so ist die Zeitung sogleich über den ganzen geistlichen Stand hergefallen und hat mit Schadenfreude gerufen: Seht, so sind die Pfaffen! Wenn einem Kloster etwas Uebels nachgeredet wurde, so hat man schnell den ganzen Ordensstand dafür hergenommen und sofort die Bundesgewalt auf die Wacht bestellt und verlangt, daß man endlich sauber aufräume mit den Klöstern, mit diesem Schandfleck des 19. Jahrhunderts. Wenn in irgend einem verlognen italienischen Freimaurerblatt über Rom und den Papst geschimpft wurde, so hat man schnell die ganze Schimpferei abgedruckt und noch eine „Sose“ dazu gethan über das „heillose Verderbniß der römischen Zustände unter der Herrschaft des Papstes“. Wenn etwa ein gutes altes Mütterlein in der Verehrung der Mutter Gottes oder der Heiligen oder im Bezug auf Segnungen und Ablässe etwas mehr gethan, als die Kirche gutheißt, oder wenn etwa ein Geistlicher in seiner Gemeinde etwas zu viel nach eigenen Hesten praktizierte und die Worte nicht allemal auf der Goldwaage abgewogen, da hat sich flugs Einer hingesezt und hat's in die Zeitung gethan und die Kirche selbst und ihre Lehre für Alles haßbar gemacht. Auf solche Weise sagte der Schmied, sei ihm dann immer mehr in

den Sinn gekommen und die Zeitung hab' ihn täglich darin bestärkt, die Lehre der kath. Kirche sei auch nicht in allem zu billigen, sie lehre auch Manches, das ein Unsinn sei und wenn sie in Einem fehlen könnte, so könne sie es in Andern auch und wenn sie nicht unfehlbar sei in Glaubenssachen, so müsse man ihr auch nicht glauben oder könne glauben, was man wolle. Und da hätte er bald Lust gehabt, die ein' und andere Glaubenslehre, die ihn etwa am meisten „schenierte“ so für und für aus dem Kopf zu thun. So den Himmel hätte er noch gelten lassen, aber was dann die Hölle anbelangte und das Beichten und dergleichen, das hätte er sich bald einmahl ausreden lassen. Ungefähr so sei es mit ihm gestanden und wie weit es noch mit ihm gekommen wäre, wenn ihn Gott nicht gerettet hätte, das wisse er nicht; aber jedenfalls wäre es jetzt schnell mit ihm bergab gegangen, wenn er nicht noch zu rechter Zeit die große Gefahr bemerkt und dieser Zeitung den Abschied gegeben hätte. Wie das sich zugetragen, das wolle er ihnen dann am nächsten Sonntag am Abend erzählen.

III.

Dem Franzsepp und den Gesellen, die ihren Meister gar gerne erzählen hörten, wär's nicht zu lang gegangen, wenn er mit seiner Erzählung fortgefahren wäre; aber der Meister sagte, es sei jetzt schon spät und sie müssen am Morgen wieder an die Arbeit und wenn man nicht geschlafen habe, so sei man den ganzen Tag nicht recht in der Ordnung. Mit neuem guten Willen gingen die Gesellen und der Lehrjung des andern Tages wieder an die Arbeit; denn weil der Meister gestern ihnen eine Freude gemacht, so thaten sie ihm jetzt auch zu gefallen, was sie konnten. Am Sonntag Abends, nachdem die Mutter die Kinder zu Bett gethan und der Meister noch ein Pfeiflein gestopft, rückten die Gesellen und der Lehrjung näher zusammen hinter dem Tisch und erinnerten den Schmied an sein Versprechen; jetzt müsse er also ihnen erzählen, wie's dann weiter mit ihm gekommen sei. „Recht gerne, sagte der Meister, denn sie seien noch jung und unerfahren und kommen auch da und dorthin in der weiten Welt und da können sie aus seinen Erlebnissen sich manche Lehre nehmen, die ihnen einst von

Nutzen sein könne. Sie wissen also, wie er durch das Lesen einer schlechten Zeitung immer mehr und mehr der kath. Kirche abgeneigt und dann ganz natürlicherweise auch in Glauben und Religion wankend geworden sei. Muthmaßlich werde aber seine gute Mutter daheim für ihn gebetet haben; denn für und für seien ihm doch die Augen wieder etwas aufgegangen, daß er oft gedacht, es könnte am Ende doch nicht Alles so sein, wie's da allemal in der Zeitung stehe. Sie werden es ihm kaum glauben, wenn er ihnen sage, daß ihm gerade seine saubere Zeitung den ersten Anstoß zum Nachdenken gegeben habe; und doch sei es wirklich so. Meine Mutter selig, Gott tröste sie, sagte der Schmied, hatte uns Kindern eine große Liebe und Andacht zur Mutter Gottes eingepflanzt. Da mußten wir allemal mit ihr beten, wenn die Betglocke läutete und am Abend mußte es nicht möglich sein, sonst ging sie noch mit uns in's Käppeli und da betete sie etwas vor und wir mußten ihr nachbeten. Und wo ich dann in die Fremde gegangen, da hat sie mir noch besonders anbedungen, daß ich die Mutter Gottes nicht vergessen soll. Und so ganz vergessen hab' ich sie wirklich nicht. So, wenn's Niemand merkte, hab' ich noch hie und da etwa einen englischen Gruß gebetet; und die Leut' konnten ziemlich stark über dieses und das schimpfen, bis ich etwas widerredt hätte; aber wenn sie etwas gegen die Mutter Gottes sagten, das konnte nicht leiden. Als dann Anno 1854 der Papst die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä als einen Glaubenssatz erklärte und überall in allen katholischen Ländern ein großes Fest gefeiert wurde, da hatte unsere Zeitung ein heilloses Gespött darüber und das hatte mir sehr mißfallen. Das sei denn doch keine Art, hatte ich zum Meister gesagt, daß man in einem kath. Land so etwas drucken dürfe. Ihm selber hatte es eigentlich auch nicht gefallen; aber item, die Zeitung hat er doch behalten: denn wenn man einmal an eine solche Kost gewohnt ist, so erleidet es viel, bis man sie aufgibt. Mir ist es auch so gegangen. Einigen Unwillen hatte ich wohl auf unsere Zeitung geworfen und gerade Alles hab' ich ihr fortan nicht mehr auf's Wort geglaubt, wie früher, aber gelesen mußte sie doch sein. Eines Tages, so erzählte der Schmied jetzt weiter, an einem hohen Festtag sei er nun in den Gottesdienst

gegangen und da sei ein Geistlicher aus seinem Heimathort als Ehrenprediger auf die Kanzel gekommen. Heut' bleibst doch auch einmal in der Predigt hab' er gedacht, den mußt du auch wieder einmal hören. Weil der Prediger sein Landsmann gewesen und früher sogar sein Seelsorger, so hab' er demselben mit vieler Aufmerksamkeit zugehört und wenn auch die Predigt nicht gerade großen Eindruck auf ihn gemacht, so hab' sie ihm doch nicht übel gefallen. Auch die Meisterleut' haben über Tisch davon geredet und gesagt, es sei eine gar schöne Predigt gewesen und was man hören konnte, hab' sie allgemein gut entprochen. Ihn hab' es nicht wenig gefreut, daß man mit seinem Landsmann so wohl zufrieden war. Aber bald sei ihm seine Freude in die Schuh' hinab gefallen. Denn wenige Tage nachher sei ein impertinenter Schimpfartikel über diese Predigt in des Meisters Zeitung gestanden und der Ehrenprediger mit Spott und Schand davon gekommen. Er wurde als ein Unruhestifter, als ein Fanatiker titulirt; er habe das Volk gegen die Regierung aufgewiegelt und alle Andersgläubige verdammt; er habe dem gesunden Menschenverstand Hohn gesprochen und das Gift der römischen Intoleranz in vollem Maß über die Freisinnigen ausgegossen u. s. w. Ich weiß nicht, sagte der Schmied, ob mich dieser Schimpfartikel nur darum geärgert, weil er gegen meinen Landsmann gerichtet war, oder weil ich von Haus aus so ein freches Bügen nicht leiden konnte; aber item, wo ich dieses in der Zeitung gelesen habe, da ist mir doch das Blut ein wenig in den Kopf gestiegen. Denn da war ich jetzt einmal selber Zeuge und mein Meister und seine Leut', obwohl ihnen sonst die Geistlichen nicht immer zu Willen predigen konnten, haben es auch gesagt, das sei denn jetzt doch ein wenig zu dick gelogen und sie hätten der Predigt nichts auszusetzen gewußt, als daß er ein wenig zu lang gemacht; und vom Verdammen der Andersgläubigen haben sie kein Wort gehört; dasselb' sei wahr, das hab' er einmal gesagt: Wer nicht glaubt, der wird verdammt; aber das sei ja im Evangelibuch schon lang gestanden, eh' dieser Geistliche nur gelebt habe. In meinem Unmuth ging ich zu einem braven Herrn, der auch in der Predigt gewesen und klagte ihm, wie da uns're Zeitung meinen Landsmann so heillos verunglimpfe und wie ich einen solchen Schimpf nicht

gern auf ihm liegen lasse; er soll so gut sein und eine kurze Widerlage aufsetzen und sie dem Zeitungsschreiber eingeben. Der Mann, der ein sehr geschickter Herr war und in Ehr' und Ansehen stand, machte eine Widerlage; aber der Zeitungsschreiber wollte sie durchaus nicht aufnehmen. Das, meinte der Schmied, hat mich dann wirklich nicht wenig aufgebracht; denn da hab' ich jetzt ein Muster gehabt, daß der Kerl absichtlich eine freche Lüge gegen einen achtbaren Geistlichen in die Welt hinaus schreibe. Und als ich's dann einem Nachbar klagte, so hat mir der gesagt, das sei eben das Heilloseste, da bringe so eine radikale Zeitung etwa über einen Geistlichen, oder über einen braven rechtschaffenen Mann, oder über ein Kloster oder noch lieber über den Papst irgend eine Geschichte, ganz entstellt und oft ganz erlogen und flugs drucken's die andern Zeitungen des gleichen Gelichters ab und breiten es aus in der halben Welt und von einem Widerruf sei keine Rede, wenn man sie nicht zwingt und das Zwingen sei eben böß machen, wo diese Sorte von Zeitungsschreibern bei der Regierung selber in hohen Gunsten stehen. Dieses Stücklein da wegen dem Ehrenprediger, sagte der Schmied, hab' ihm den Appetit zu seiner Zeitung schon ordentlich verdorben; denn er hab' gefunden, das Ding sei nicht ehrlich; irren sei menschlich und auch beim besten Willen könne ein Zeitungsschreiber übel berichtet sein; aber absichtlich lügen und wenn man Einem die Lüge aufdeckt, doch dann dabei bleiben und dem Verläumdeten die geraubte Ehre nicht zurückgeben wollen, das sei denn doch eine wahre Teufelei. — Ein anderes Mal habe das Volk an der Gemeinde über eine wichtige Sache, die auch das Religiöse anbetreffen, abstimmen müssen. Da habe nun der Pfarrer beim Verkünden einfach den Leuten gesagt, sie sollen fleißig an die Gemeinde gehen, denn die Sache sei wichtig und es soll jeder nach Wissen und Gewissen stimmen, wie er etwa glaube, daß er's einst vor Gott verantworten könne. Am andern Tag sei der Pfarrer schon in die Zeitung gekommen, „er habe politisirt auf der Kanzel und das Volk aufgewiegelt und die Regierung soll einschreiten, sonst werde das Volk endlich selber gegen einen solchen Kanzelmißbrauch und gegen einen solchen Friedensstörer sich zu helfen wissen“. Und richtig, die Leut' haben nicht geruht, bis der Pfarrer

weggehetzt war. Jetzt wieder ein andermal, da sei eine gräßliche Geschichte aus einem Kloster in der Zeitung gewesen und der Zeitungsschreiber hab' dann noch, wie gewohnt, den „Böllen“ darüber gebrannt und für den einen Fehlbaren das ganze Kloster, für das eine Kloster alle Klöster, ja die ganze kath. Kirche verantwortlich gemacht und sei ganz wüthend über sie hergefallen. Nachdem die Geschichte durch alle Zeitungen die Kunde gemacht und über alle Länder verbreitet worden, da hab' es sich am End' herausgestellt, daß Alles null und nichts gewesen; aber keine Gedanken, daß diese Zeitungen einen Widerruf gebracht hätten. So etwas hab' ihn denn doch geärgert, weil man auch gar zu deutlich merken konnte, die Leut' wollen ganz mit Fleiß die kath. Kirche und ihre Anstalten um Ehr' und Ansehen bringen. — Eines Tages wieder, da hab' er in seiner Zeitung gelesen, daß in der und der Stadt, in dem und dem Land, vor so und so viel Tagen ein schauderhaftes Verbrechen begangen worden sei. Der Thäter sei ein blutjunger Mensch, der in der gleichen Stadt bei den Jesuiten studiere und bereits sehr gewichtige Andeutungen gegeben habe, daß ihn die Jesuiten zu dieser entsetzlichen That verleitet haben; in Folge dessen sei das Jesuitenkollegium sofort geschlossen und der strengste Untersuchungsantrag angeordnet worden, um die Schuldigen auszumitteln und „die schwarze Brut“ dem Arm der Gerechtigkeit zu überliefern. Man kann sich wohl denken, fügte der Schmied bei, daß das wieder ein willkommener Fund für die radikalen Zeitungen war und sie brachten die Schauer Geschichte brühwarm mit passenden Zuthaten. Wenn Einen ein Jud' einmal recht erwischt hat, so schaut man ihm ein andermal etwas besser auf die Finger; und so ging es mir auch; weil ich unsere Zeitung nun schon einigemal auf einer Lüge ertappt hatte, so traute ich ihr jetzt auch nicht mehr recht; und es hatte mich wirklich gewundert, was etwa an dieser Jesuitengeschichte sei. Ich hatte zufällig in der betreffenden Stadt, wo das Verbrechen vorgefallen sein sollte, einen nahen Vetter, dem ich hie und da geschrieben. Ich schnitt also den Zeitungsartikel heraus und schickte ihn meinem Vetter mit der Bitte, mich zu berichten, was an der Sache sei. Nach einiger Zeit hatte ich Antwort, worin mein Vetter

schrieb: Er sei sonst auch kein Freund der Jesuiten und hab' auch sein Lebtag noch Keinen gesehen; aber da müsse er nun doch der Wahrheit Zeugniß geben, daß das, was da die Zeitung gebracht, eine abscheuliche Lüge und Verläumdung gegen die Jesuiten sei. Wahr sei es allerdings, daß an dem bezeichneten Tage ein solches Verbrechen geschehen und daß der Thäter ein junger Mensch sei, aber nicht ein Student, sondern ein Ladendiener und zwar ein Jud'. Wie man in der Zeitung die Jesuiten mit diesem Verbrechen in Verbindung habe bringen können, das sei ganz und gar unbegreiflich; denn in der ganzen Stadt und über 30 Stunden im Umkreis gebe es nur keine Jesuiten, geschweige dann ein Jesuiten-Kollegium. Der Vetter schrieb dann noch weiter, der ganze Witz möge daher kommen, daß im vorigen Jahrhundert in dieser Stadt eine Jesuitenkirche war und daß man im Volksmund die anliegende Straße bis heute die Jesuitengasse nenne und das betreffende Verbrechen in dieser Gasse verübt worden sei. — Sobald ich den Brief meinem Meister zeigte, so hatte derselbe doch so viel rechtlichen Sinn, daß er ihn dem Zeitungsschreiber übersandte, mit der Bitte, er möchte denselben in der Zeitung abdrucken, damit denn doch den Verläumdeten, und wenn es auch Jesuiten seien, die angegriffene Ehre zurückgegeben werde. Aber meint Ihr wohl, der Zeitungsschreiber habe auch nur ein Wort davon angemerkt? Keine Silbel! Das hatte denn doch meinen Meister verdrossen und von der Stunde an bestellte er eine andere, eine bessere Zeitung. Daß das für mich noch ein Glück gewesen, das wird man wohl leicht begreifen. Denn in dieser neuen Zeitung hab' ich wieder jene Grundsätze gefunden, welche mir in der Jugend von meinen Eltern und dem Seelsorger waren eingepflanzt worden. Die Zeitung war in einem guten kirchlichen Geist geschrieben. Wenn in der frühern Zeitung oft über kath. Wahrheiten und kirchliche Anstalten nur Spott und Hohn zu finden war, so hatte nun diese mit Ehrfurcht von der kath. Kirche, von Papst und Bischöfen, von Priestern und Ordensleuten gesprochen und war stets für Wahrheit und Recht eingestanden und hat sich allemal tapfer gewehrt, wenn die Freimaurer wieder einen Gewaltstreich gegen die kath. Kirche führen wollten. Und wenn die radikalen Zeitungsschreiber allemal

wieder eine recht böshafte Geschichte über die Kirche oder ihre treuen Anhänger ausgebrütet und sie an die große Glocke gehängt, so hat sie die Sache etwas genauer erlesen und den Leuten gezeigt, was Wahres und Falsches an der Sache sei. Was mir an der Zeitung noch besonders gefallen, war das, daß sie ehrlich war. Wenn sie etwa über das Eint' oder andere nicht recht berichtet worden war und es sich nachher zeigte, daß die Sache nicht so sei, so hat sie's redlich widerrufen. Und aus dem hab' ich gemerkt, wo mehr Ehrlichkeit sei, bei der oder bei der frühern Zeitung. Ueberhaupt hatte mir diese Zeitung wieder über Manches bessere Ansichten beigebracht.

Aber Gott hat es geleitet, daß ich noch mit eigenen Augen sehen konnte und mußte, wie so Vieles ganz anders sei, als die Feinde der Kirche und ihre Zeitungen dem Volke täglich vormalen. Der Schmied erzählte nun verschiedene Erlebnisse, bei denen er mit Geistlichen und Ordensleuten zusammen gekommen und da gefunden habe, daß die gar nicht so böse Leut' seien, wie sie allemal in den schlechten Zeitungen abgemalt worden. Unter Anderm erzählte er, er sei einmal krank geworden und in den Spital der barmherzigen Schwestern gekommen. Diese Schwestern seien meistens aus der Fremde gewesen und haben in ihren schönsten Lebensjahren ihre Heimath, ihre Eltern und Verwandte, ihr Hab und Gut verlassen, auf alle Bequemlichkeit, auf alle Aussichten, die ihnen die Welt geboten, verzichtet und haben sich entschlossen, wo immer in der Welt der Gehorsam sie rufe, unter unzähligen Mühen und Sorgen, all' ihre Kräfte, ihre Gesundheit und ihr Leben dem Dienste der Kranken, der Armen, der Gefangenen, überhaupt der leidenden Menschheit zu weihen. Da hab' er nun gesehen, wie diese Schwestern vom frühesten Morgen bis am späten Abend und abwechselnd die ganze Nacht auf den Füßen waren und oft kaum Zeit hatten, ihr einfaches Essen zu sich zu nehmen und wie sie dabei mit Liebe und Geduld auch die eckelhaftesten und wunderlichsten Kranken gepflegt und so viel Mühe, Unlust' und Strapazen dabei gehabt, daß er's um großes Geld nicht hätte aushalten können. Gerade neben ihm im gleichen Krankenzimmer sei Einer gelegen, der ein wahres Muster von Wunderlichkeit gewesen. Wenn ihm die Schwester Suppe gebracht, so that er wüßt

und wollte Milch, brachte sie Milch, so wollte er Kaffee, brachte sie Kaffee, so wollte er Wein. Gab sie ihm Medizin, so warf er sie ihr ins Gesicht; hat sie ihm das Bett frisch angezogen, so verunreinigte er's expreß sofort wieder; stand sie an seinem Bett, um ihm etwas zu helfen, so jagte er sie fort; kaum war sie fort, so läutete er ihr wieder; wollte sie ihm nicht geben, was der Arzt verboten, so fluchts er; brachte sie, was der Arzt befohlen, so nahm er's nicht an und klagte dann dem Arzt, man gäb' ihm nicht, was er verschrieben; hat sie ihm seine leckelhaften Geschwüre mit aller Schonung gereinigt und verbunden, so wuß' er den Verband wieder weg. Kurz, was er ersinnen und erdenken konnte, that er ihr zu leid. Und wann die Schwester ihn zur Geduld ermahnte und ihm, wie recht und billig, über sein Betragen Vorstellungen machte oder wenn der Arzt oder die andern Kranken ihm Vorwürfe machten, so klagte er bei allen Leuten, wie er nur „der Hund sein müsse“. Und so ging es mehrere Wochen. Da hab' ich denn oft gedacht, ich möchte nur wünschen, es müßte so ein rechter Schreier, so ein radikaler Zeitungsschreiber, der nichts als schimpft und lästert, nur ein paar Wochen einen solchen Kranken pflegen; hoffentlich würde er etwas mehr Respekt bekommen vor einer Religion, welche Muth und Kraft gibt, nicht nur ein paar Wochen, sondern Jahre lang, ja ein ganzes Leben lang im Dienste der Kranken sich zu opfern. Doch im Spital wurde unserm Schmied noch in einer andern Beziehung der Staar gestochen. Im gleichen Saal, wo er, sagte er, sei ein schwer Kranker gelegen, mit dem er früher oft in den Wirthshäusern zusammen gekommen. Derselbe sei über die Maßen ungeduldig gewesen und wollte absolut vom Sterben nichts wissen. Wenn die Schwester im Saal ein kurzes Morgen- oder Abendgebet für die Kranken vorbetete, so legte er sich auf's Ohr und that dergleichen, er schlafte. Wenn ein Geistlicher kam, so kehrte er sich an die Wand; wenn in der anstoßenden Kapelle der Rosenkranz gebetet wurde und die Kranken im Stillen mitbeteten, so schwakte er immer und störte sie. Selbst wenn die hl. Messe war, so studierte er recht darauf, wie er etwa eine Störung und Unordnung machen könne. Wenn die Schwester ihm etwa ein Trostwort sagte, so gab er eine

trostige Antwort. Als nun sein Zustand immer gefährlicher wurde, so rebete ihm die Schwester in aller Liebe und Geduld davon, es wäre doch rathsam, daß er seine Andacht mache. „Es pressiere ihm einmal jetzt noch nicht, sagte er, er wolle es dann schon sagen.“ Und als sie dann später wieder so recht freundlich davon anfang, so antwortete er, er wolle jetzt warten, bis es ihm wieder besser sei; jetzt könne er seine Sache doch nicht recht machen; und es sei jetzt in paar Wochen Ostern und bis dann könne er dann in die Kirche und gerade die Ostern machen. Und ohne das, jetzt so spät noch extra einen Priester hersprengen, das möge er auch nicht. Die Schwester tröstete ihn, der Geistliche komme ja gern und er könne ja Einen verlangen, was für Einen er wolle und der werde ihm schon nachhelfen, daß es ihn nicht viel anstrenge; und sie wolle recht für ihn beten, daß er seine Sache recht machen könne. Nach einigem Besinnen sagte er endlich: Nun, so könne sie ihm ja einen Kapuziner holen. Nachdem die Schwester Jemand' in's Kloster geschickt, kniete sie nieder neben seinem Bett und las ihm gar schöne Gebete vor, bis der Beichtvater kam. Der Pater grüßte ihn freundlich „er soll' nur nicht Angst haben; er habe ja guten Willen, er wolle ihm schon nachhelfen.“ Nachdem der Kranke gebeichtet und die Sterbsakramente empfangen, war er ein ganz anderer Mensch geworden, ein Muster der Geduld. Immer, so viel sie nur Zeit hatte, mußte die Schwester mit ihm beten und „sie soll' ihm doch verzeihen, daß er oft so grob und unartig gegen sie gewesen; und jetzt wolle er gerne sterben, er sei getröstet.“ Und wenn der Pater ihn besuchte oder ein anderer Geistlicher, so hatte der Freude und nahm ihre Trostworte so willig an. Einmal, als der Pater wieder fortgegangen und die Schwester ihn begleitet, da sagte der Kranke ernst zu mir: Schmied, du und ich haben oft mit einander über die Geistlichen Böses geredet und über die Ordensleut' gespottet und die Religion für nichts geachtet. Thue das dein Lebtag nicht mehr; wir haben unrecht gethan. Schau, jetzt hab' ich erfahren wer es gut mit uns meint. So lang's lustig zugegangen, da wollten meine Kameraden immer bei mir sein und wenn etwa eine Ordensschwester uns begegnet ist, da haben wir schlechte Witze über sie gemacht und gespottet über sie;

und wenn die Kapuziner und andere Ordensleut' und die Geistlichen in der Zeitung beschimpft wurden, so haben's wir unsern Kameraden mit Schadenfreud' zu lesen gegeben und das Gespött damit gehabt; und wenn etwa Einer an einem Volksfest eine Rede gehalten und kirchliche Anstalten recht herabgewürdiget, so haben wir allemal auch aus vollem Hals Bravo gerufen. Und jetzt? Wo sind jetzt unsere lustigen Brüder? Vielleicht im Wirthshaus und treiben Zotten und Possen und Keiner mag auch nur eine Hand regen, um uns etwas zu helfen; hingegen diese Schwestern da, die sind Tag und Nacht auf den Füßen und opfern den Schlaf und alle Bequemlichkeit, um uns zu pflegen und beten für uns und mit uns und sind besorgt um unser ewiges Heil. Wahrhaftig! fügte er bei und hatte eine große Thräne im Auge, wahrhaftig, Schmied, wenn diese gute Schwester nicht gewesen wäre, ich meine, ich hätte nicht gebeichtet, ich wäre ohne den Trost der Religion in die Ewigkeit hinüber. Und dieser Pater! Es war stockfinstere Nacht und ein Wetter, daß es ein Grausen war und den ganzen Morgen war er im Beichtstuhl gesessen und Nachmittag hatte er geprediget und jetzt war er kaum von einem Sterbenden heimgekehrt und hat sich müd' und matt zu seiner Nachtsuppe hingesetzt, so wird er in den Spital gerufen — und er läßt sein Essen stehen, kommt eilig zu mir, ist freundlich und gut, hat Geduld mit mir und bringt mir den Trost der Religion und hilft mir, ein Kind der Seligkeit zu werden. Schmied! denk' daran und glaub's in Zukunft nicht mehr so leicht, wenn man dir die Priester und Ordensleut' verächtlich macht. Wenn's zum Sterben kommt, da wird's Einem ganz anders und da kann man erfahren, wer's gut mit Einem meint! Der Kranke lebte noch drei Tage voll Geduld und Ergebenheit. In der letzten Nacht war die Schwester fast ohne Unterbruch an seinem Sterbebette. Nach Mitternacht wurde ein Geistlicher gerufen, um ihm im letzten Kampfe beizustehen. Das Kreuzifix in der kalten Hand, auf der einen Seite den Priester, der ihn segnete, auf der andern die Schwester mit der brennenden Kerze, erwartete der Sterbende bei noch guter Besinnung seine Auflösung, welche nach etwa einer halben Stunde erfolgte. Der Schmied hatte eine Thräne im Aug' als er das erzählte und sagte, von da

an hab' er oft schon gedacht, es sei denn doch wahr, was allemal die Geistlichen sagen: „Katholisch ist gut sterben.“ Die eigene Krankheit, erzählte der Schmied weiter, und was er im Spital gesehen und erlebt, habe ihm gar wohl gethan und er sei in vielen Dingen mit viel bessern Ansichten zu seinem Meister zurückgekehrt. Aber so der letzte Bodensatz von dem, was er Jahre lang aus einer schlechten Zeitung eingesogen, sei ihm nur nach und nach ganz vergangen. Wohl gethan hab' ihm unter Anderm auch das, daß die Regierung seinem Meister, der ihr seit Jahren treu und zur vollen Zufriedenheit gearbeitet hatte, keinen Rappen mehr zu verdienen gegeben, seitdem er die radikale Zeitung nicht mehr gehalten. So! hab' er gedacht, also diese Leut' nehmen immer das Maul so voll, wenn sie von Freiheit und Toleranz reden und wenn dann Einer eine andere Meinung habe, als sie und nicht durch Dick und Dünn mit ihnen gehe, so lassen sie es ihn sogleich entgelten. Am meisten seien ihm dann die Augen aufgegangen, als er einst auf längere Zeit in einem Kloster Arbeit gehabt habe. Früher habe er wenig geruht, was sie eigentlich in den Klöstern machen, als was er allemal in der radikalen Zeitung davon gefunden; und wenn auch nur Halbes wahr gewesen wäre, so wär's nicht Schad', wenn man längst Allen den Garaus gemacht hätte. Darum hab' er denn auch, als er in ein Kloster zu arbeiten gekommen, sich auf Alles gar sehr geachtet. Das Erste, was er nur da gesehen, das seien zwei fremde Handwerksburschen gewesen, die mit gutem Appetit, Jeder eine große Schüssel voll gute Suppe vertilgten. Diese haben ihm gesagt, wenn sie auf Reisen gehen, so lassen sie sich, obwohl sie Protestanten seien, immer am liebsten den Klöstern nach, denn da müssen sie wenigstens nicht Hunger leiden und man reizt ihnen nicht die Hunde an, wie's ihnen anderswo manchmal begegne. Dann seien, sagte der Schmied, noch mehrere arme Kinder gekommen und haben ihm, wo er sie gefragt, was sie wollen, gesagt, sie seien arme Schulkinder und haben allemal gar weit heim und da bekommen sie dann allemal etwas zu essen im Kloster. Während er noch mit den Kindern geredet, seien schon wieder andere Arme, alte gebrechliche Leute und eine arme Mutter mit einem kleinen Kind auf den Armen und ein's

an der Hand gekommen, um ihr gewohntes Almosen in Empfang zu nehmen. Und so sei es nun, so lang er da gearbeitet, tagtäglich gegangen, die erst noch nicht gerechnet, wo einen Frack an hatten und gewirte Stiefel und ein Papier in den Händen und die etwas Nothwendiges mit dem Klosterobern reden wollten. Er hätte nur gewünscht, es wäre so ein recht radikaler Eisenfresser bei ihm gewesen, der oft keinem armen Menschen etwas gibt und ihnen noch das Blut unter den Nägeln hervordrückt und dann allemal an den Schützen- und anderen Festen oder im Großrath immer von Humanität und Gemeinnützigkeit redt und über die Klöster fast gar das Maul aus dem Angel schimpft. — Das Zweite, was er dann im Kloster bemerkt, das sei eine muntere Studentenschaar gewesen, lauter frohe, heitere Gesichter, voll Lebenslust und Fröhlichkeit, offen und gerade, ohne „Tuckenmauferei“ und Kopfhängerei; er dürfte viel werten, wenn man sie alle bis auf die letzten Fasern erlesen hätte, man hätte keinen einzigen Skrupel bei ihnen gefunden; und ein so saures, mißvergnügetes und grollendes Gesicht, wie er einmal Eines in Marau auf einem hohen Stuhl gesehen, als gerade von Klöstern und Jesuiten die Rede gewesen, hab' er im ganzen Kloster bei weitem keines gesehen, weder bei den Studenten, noch bei den „finstern Mönchen“. Ein fremder, gebildeter Mann, und zwar aus einem sehr fortschrittlichen Kanton, hab' ihm diese Klosterschule als eine sehr gute gerühmt, die sich neben vielen hochgepriesenen radikalen Schulen gar wohl dürfe sehen lassen. Dasselb' sei freilich wahr, das lehre man in den Kloster- und andern gut katholischen Schulen nicht, daß der Mensch von den Affen abstamme, wie der Hr. Professor Vogt; auch das nicht, daß es keinen Gott gebe und daß die Welt aus einem Urbrei von sich selbst hervorgewachsen; ebenso wenig, daß Christus nur ein bloßer Mensch gewesen und daß es keine Wunder gebe; auch das müssen die Studenten nicht lernen, daß Recht sei, was man dazu macht und daß die kath. Kirche nur so viel Recht habe, als ihr der allmächtige Staat aus Gnad' und Barmherzigkeit geben wolle. Aber was sie einst für ihren künftigen Beruf wissen müssen und was ihnen und Andern zum zeitlichen und ewigen Wohl etwas nützen könne, das lernen sie schon.

Es sei allerdings möglich, daß die jungen Leut' in den fortschrittlichen, religionslosen Schulen, wo von Gott und Ewigkeit keine Rede sei und das Christenthum für Larifarizeug gelte, etwas pffziger werden und es einst besser verstehen, etwa in den eidgenössischen Räten eine Schimpf- und Schandrede gegen die katholische Kirche zu halten, oder eine radikale Zeitung zu schreiben oder aus Unrecht Recht zu machen und wie man aus ander' Leuten Geld und Gut reich werden oder mit einer fremden Kasse, ohne erwischt zu werden, über den großen Bach nach Amerika auswandern könne und zuletzt, nachdem man die Welt genossen, sich vielleicht regelrecht eine Kugel durch den Kopf zu jagen wisse. Zu dem könne es Einer allensfalls bringen, wenn er in einer Schule ohne Gott und Christenthum auferzogen worden. Aber item, hab' der fremde Herr gemeint, er für sich gäb' einer Schule, wie sie da im Kloster sei, doch den Vorzug. Was dann dem Schmied, wie er sagt, noch weiters gar wohl gefallen, das waren die herrlichen Gottesdienste, die Pünktlichkeit und Ordnung und die große Thätigkeit für Gottes Ehre und das Heil der Seelen, für Kunst und Wissenschaft. Daß die Klosterleut' gar so ganz für nichts und wieder nichts auf der Welt seien, wie's allemal in der radikalen Zeitung gestanden und wie man's tausendmal in den Groß- und andern Räten hören könne, das hab' er eigentlich schon lang nicht mehr recht geglaubt und wenn es auch von Leuten mit einem großen Doktorhut behauptet worden; aber mit was man eigentlich in einem Kloster sich beschäftige, das hab' er doch nicht gewußt, bis er's dann mit eigenen Augen gesehen. Und da hab' er dann gefunden, daß man da ungefähr das gleiche thut, was and're religiöse Leut' auf der Welt draußen auch thun, nämlich beten und arbeiten, freilich mit dem Unterschied, daß man's auf der Welt draußen häufig, wie die Gelehrten sagen, mehr nach eigenen Hefen thut, das heißt, nach eigenem Willen, im Kloster aber alles aus Gehorsam. Da hat Alles seine bestimmte Stunde, Jeder seinen angewiesenen Posten, Alle ihre vorgeschriebene Arbeit. Wer betet, wo er arbeiten soll, oder arbeitet, wo er beten soll, der gilt als kein guter Klostermann. Da geht Alles auf den Schlag. Es ist etwas Aehnliches, wie beim Militär, nur mit dem

Unterschied, daß Einer in's Militär muß, wenn er auch nicht will, hingegen im Kloster nur die Freiwilligen aufgenommen werden; und daß die Obern eines Klosters mit ihren Leuten etwas vernünftiger und humaner umgehen, als häufig die Obersten mit den Soldaten; und endlich, daß der Gehorsam beim Militär als eine große Mannestugend gilt, während der klösterliche, freiwillige Gehorsam von den Radikalen als eine Sklaverei, als ein Eingriff in die persönliche Freiheit, als eine beklagenswerthe Verletzung der hl. Menschenrechte, ja selbst als eine entsetzliche Staatsgefahr verschrien wird. Aber sonst geht im Kloster, wie beim Militär, da, wo nämlich Ordnung ist, Alles pünktlich und auf die Minute. Wenn's da am Morgen halb 4 Uhr oder noch früher in die Mette läutet und es schneit und „guchst“ gar grauig und es ist Alles, Stein und Bein, gefroren, da kehrt sich Unserer noch einmal an die Wand und laßt es „guchsen“ und schneien und denkt, wenn man's überhaupt zum Denken bringt, es sei ja Wetter, man ließe ja keinen Hund heraus; hingegen im Kloster, da ist gleich Alles auf den Füßen und eilt zur Kirche zum Lob Gottes und zum Gebet für sich und Andere und die ganze Christenheit; denn der Gehorsam hat gerufen. Dann geht's an die Arbeit und Jeder an sein Geschäft; der Eine liest, der Andere schreibt; der Dritte ordnet das, der Vierte dieses und ein Bruder geht zur Hobelbank, der Andere greift zu Scheer' und Nadel, der Eine kehrt, der Andere kocht, Alle sind auf dem Posten, so ihnen der Gehorsam angewiesen. Jetzt läutet's abermals und auf die Minute findet ihr sie Alle wieder zu Gebet und Betrachtung oder zu Opfer und hl. Gesang versammelt. So wechselt in wunderbarer Ordnung Gebet und Arbeit vom Morgen bis Abend mit einander ab, eine nothwendige und nützliche Erholung und nöthige Sorge für Erhaltung von Leben und Gesundheit abgerechnet. Und so geht es das ganze Jahr und so ging es seit Hunderten von Jahren und so, hoffen wir, wird es noch gehen, wenn einst unsern verbissenen Kloster-Stürmern schon lange, lange kein Zahn mehr weh' thut, nämlich auf Erden. Der Aufenthalt im Kloster hab' ihm überaus wohl zugeschlagen, fügte der Schmied bei; denn da hab' er Alles ganz anders gefunden, als allemal die Radikalen sagen. Und da sei ihm auch ein Licht

aufgegangen, warum diese Leut' die Klöster hassen. In den Klöstern wird Wahrheit und Tugend gepflegt und das mögen sie eben nicht leiden; wär' der Abel auch ein gottvergess'ner Mensch gewesen, der Cain hätt' ihn nicht todtgeschlagen; und hätte Christus nicht Wahrheit und Tugend gelehrt, die Juden hätten ihn auch nicht gekreuziget. Wenn unter den vielen Guten, die dem Kloster Ehre machen, etwa Einer ist, der nicht den rechten Geist hat und er springt aus dem Kloster und führt ein Leben, daß Gott erbarm', da ist er gleich bei den Radikalen ein heller Kopf, ein geschiedter Herr, ein großer Geist, eine Zierde seines Standes, eine unterdrückte Unschuld, ein Märtyrer für die hl. Sache der Freiheit und Toleranz — so lang sie ihn nämlich brauchen können; hat aber dann der Mohr seine Dienste gethan, dann kann er gehen; was ihm ganz recht geschieht. — Durch solche und andere Beobachtungen, sagte der Schmied, sei's ihm endlich immer mehr und mehr klar geworden, daß die Feinde der Kirche ihren Leuten nur Lug und Trug vorgeben und daß Wahrheit und Recht nur in der Kirche zu finden sei. Drum hab' er auch immer mehr angefangen, in Allem sich an die Kirche zu halten und er sei bis dato gut gefahren und hab' es nie bereut und er hoffe, er werde es auch einst auf dem Todbett nicht bereuen.

IV.

Der Wirth im „Hotel zur Philosophie“, wie er spottweise genannt wurde, wäre schon lang gern etwas geworden. Er hatte es nicht übel verstanden, sich bei den Leuten umzuthun und sich bei Vielen, wo der Sach' nicht auf den Grund gehen oder wo nur auf ihr eigenes Interesse schauen, ziemlich einzuschmeicheln. Besonders war er allemal gar redselig, wenn die Wahlen in Gericht und Rath vor der Thüre waren. Ein solcher Zeitpunkt war auch wieder einmal in der Nähe, das merkte man dem Wirth überlaut an. Auf alle mögliche Weise suchte er den Leuten verständlich zu machen, man sollte wieder einmal ander' Leut' vordran thun, die jetzigen seien auch gar zu schroff und man sollte doch auch in Gottes Namen Leute haben, die etwa leben und leben lassen. Wenn etwa Einer einen Handel verspielt hatte und darnach beim Glas Most oder bei einer

Flasche Schaffhauser seiner übeln Laune ein wenig Luft machte, wie's etwa bei der menschlichen Schwachheit „gäng und gäb“ ist, so gesellte sich der Wirth zu ihm und S'Anneli mußte noch eine Halbe holen und ein Glas dazu; „die zahle denn er und sie wollen jetzt einmal anstoßen und den Verdruß ein wenig hinabspülen. Er müsse sagen, das Urtheil komme ihm selber spanisch vor und unbillig, es sei keine Philosophie darin; und nach seinen schwachen Kenntnissen sei's da jedenfalls nicht gegangen, wie's hätte gehen sollen, oder vielmehr sei's eben wieder gegangen, wie's halt gehe, wenn man Richter habe, die besser mit dem Hammer und der Zange zu handthieren wissen, als mit dem Gesetzbuch. Er wolle justament die Richter nicht beschuldigen; aber das Gericht sei auch gar zu einseitig zusammengesetzt, der Fortschritt sei gar zu schwach darin vertreten. Er sage es offen, so lang im Gericht diese verstockten Ultramontanen, diese Jesuitenknechte, die Mehrheit haben, möchte er keinen Handel haben und wenn er zehumal recht hätte. Er wollte kein Wort sagen, wenn's in der Gemeinde nicht noch Männer gäbe, die mit der neuern Wissenschaft und mit den liberalen Rechtsanschauungen vertraut wären. Er für sich sei froh, daß er mit solchen Sachen nichts zu thun haben müsse; er könnte es aber auch nicht aushalten, wenn er mit und neben solchen bornirten Tröpfen, die auch gar keine Philosophie haben, sitzen müßte, das wär' ihm zu gemein“. Mit solchen und dergleichen Reden hatte der Wirth schon Manchen gefangen und mehr und minder auf seine Seite gebracht. Sonderheitlich setzte er dem jungen Volke zu. Wenn etwa die Obrigkeit oder die Vorsteherschaft etwas verordnete, was die jungen Leut' ein wenig „schenierte“, oder wenn etwa die Geistlichen auf der Kanzel ein ernstes Wort redeten gegen mancherlei Mißbräuche, oder wenn die jungen Burschen wegen nächtlichen Unfugen und Meisterlosigkeiten gestraft wurden und dann am Abend in's Wirthshaus gekommen, so fing der Wirth bald an, sie zu föppeln; „es sei viel, daß sie's noch wagen, ein Glas Most zu trinken; es komme sicher noch dazu, daß man allemal den Pfarrer und den Gemeinderath fragen müsse, wenn man einen ehrlichen Schoppen trinken wolle. Aber es geschehe den Leuten ganz recht; wenn er oder ein Anderer allemal bei den Wahlen etwa Männer

vorschlage, die für Freiheit und Fortschritt wären und das junge Volk nicht in ein Bockshorn hinein thun wollten, so fahre ihm Alles über's Maul und lasse ihn im Stich; und d'rum könnten ihn jetzt die jungen Leut' nicht reuen, wenn ihnen die Herren schon die Haut über die Ohren abziehen würden.“ Der Wirth hatte sich auf solche Art unter dem jungen, lustigen Volk schon einigen Anhang gemacht und man hörte schon hie und da einen Ton, man sollte einmal mit dem Schmied bachab und den Wirth in den Rath thun. Aber der Wirth wußte wohl, daß er nie etwas werde, so lang die hartgefottenen Bauern wider ihn seien; und die seien auch gar zu widerhaarig gegen seine weltverbessernden Ideen. Indessen gab er die Hoffnung doch nicht auf. D'rum that er ihnen schön und schwänzelte schon von weitem, wo er Einen sah und spielte den Guten bei ihnen. Er gab wohl acht, daß sie seine schlechten Grundsätze ihm nicht etwa zu stark anmerkten. Wenn z. B. Räs und Anken aufgeschlagen und es waren Leut' da, die Alles kaufen müssen, so schimpfte er gar weidlich, „es sei in der Höll' unten nicht recht und es sei keine Ordnung, daß sich die Regierung nicht dahinter lege; die könnte der Schinderei schon abhelfen, wenn sie guten Willen hätte und auch die rechten Leut' darin wären“. Wenn dann aber die Bauern in's Wirthshaus kamen, da konnte er ihnen nicht genug rühmen, was für gute Zeiten sie jetzt haben; es sei aber auch ganz recht, der Bauer müsse ja Alles erhalten und habe auch viel Strapaz und „G'fahr und Wart“; die Herren mögen es ihnen freilich nicht gönnen, er höre es allemal schon und sie meinen, die Regierung sollte sich dahinter legen, aber wenn er Bauer wäre, da wollte er auch dabei sein. Dann aber gab er ihnen so mit verdeckten Worten zu verstehen, daß eigentlich die Liberalen schuld seien, daß der Nutzen so viel gelte und wenn die Regierung dem Fortschritt nicht immer den Radschuh' unterlegte, so käm's noch viel besser. Es ereignete sich auch etwa dann und wann, daß die Bauern etwas zu klagen hatten über Eint' und Anderes, wie über die Steuern und daß ihnen die Straß' nicht am rechten Ort gemacht wurde und das Schulhaus viel zu kostbillig sei und die Buben gerade mitten im Heuet unter's Militär müssen und daß die Regierung viel zu viel am Salz profitire und dergleichen. Da wußte der Wirth

akurat, wo's fehle. Die Herren könnten da leicht abhelfen, meinte er, wenn sie nur wollten, oder wenn sie's besser verstünden. Aber es sei ihnen nichts am Volkswohl gelegen und haben keinen Sinn für Freiheit und Fortschritt. Wenn die Herren Philosophie studiert hätten, so wäre gewiß Manches ganz anders. Ihm persönlich sei es haargleich, wer regiere, wenn nur er nicht müsse; aber es sei ihm halt wegen dem Volk; und da meinte er, man sollte es auch einmal probieren mit Männern, die ein Herz für's Volk haben und Haar an den Zähnen. Er sei nur so ein einfacher Wirth und könne sich nicht rühmen, daß er viel verstehe von Staatsgeschäften, aber das hab' er schon hundertmal gedacht, wenn er etwas dazu sagen könnte, so müßte ihm der Salzpreis wenigstens um zwei Rappen tiefer sein und die jungen Burschen müßten ihm auch nicht immer, wenigstens wenn die Bauern am meisten zu thun haben, in der Montur stecken; da wollte er schon mit dem Bundesrath ein paar Wort reden; und mit den Steuern wollte er sehen, ob man sie nicht um's Halbe herunter brächte; und die Straß' hätte er sein Lebtag nie da hindurch gemacht und das alte Schulhaus hätte es noch lang gethan. Aber, wenn man's sagen dürfte, so sei an allem dem der Schmied eigentlich viel schuld. Er sei ihm gewiß ein lieber Nachbar; aber wenn er etwas im Kopf habe, so nähm's ihm Niemand mehr. Er wolle von dem nur gar nichts sagen, daß es denn doch für eine Gemeinde, welche so viele intelligente, philosophische Männer habe, etwas kompromittierlich sei, wenn sie einen einfachen Schmied auf's Rathhaus schicke. Der Schmiedte stehe er wohl an, aber dem Rathhaus denn doch schlecht. — Mit Leuten, die etwa besonders religiös gesinnt waren, redete dann der Wirth wieder von Sachen, wo man ihn sonst nicht gerade für einen Fachmann gehalten hätte, etwa von einer schönen Predigt, die er da und da gehört, von einer herrlichen Prozession, die er gesehen und wie impertinent der Viktor Emanuel mit dem guten hl. Vater umgehe und wie es nicht nur ein Wunder, sondern ein positives Mirakel sei, daß der Papst nach so vielen Verfolgungen noch leben könne. Solche und ähnliche Reden kamen immer mehr unter das Volk und manch Einer sagte, der Wirth hab' sich viel geändert, er sei jetzt ganz für den hl. Vater und

wenn's ihm Ernst sei, so gäb' er schon ein' Rathsherr, wie wenig deren seien. Ja! und dann wär' er, was man merke, ein Mann für's Volk, meinte ein anderer; einmal mit dem Salz und mit den Steuern möchte er etwas tiefer fahren. Und die Straß', sagte der Dritte, wär' auch vernünftiger gemacht worden, wenn man den Wirth anstatt den Schmied auf's Rathhaus geschickt hätte. Und deine Buben, sagte ein Vierter zu seinem Nachbar, hätten s'Exerziz bei den Kapuzinern auch nicht machen müssen, wegen dem Bagatell da, wenn der Wirth in Gericht und Rath gefessen wäre. Der Wirth sei nur ein rechter Mann und es sei ihm viel zu kurz und z'Unrecht geschehen, meinte dann dieser. Und wenn er einmal am nächsten Sonntag neben dem Schmied in Vorschlag käm', so müßte er jetzt, wem er die Hand streckte; und seine Buben wisse er schon, daß die dem Schmied ihr Leben lang nie mehr helfen.

Dem Franzsepp seine Eltern hatten schon lang einen Brief erwartet; endlich kam einer. Der Franzsepp schreibt, sie sollen ihm verzeihen, daß er so lang nicht mehr geschrieben; er habe warten wollen, bis die Wahlen vorbei seien. Nun müsse er ihnen mit betrübtem Herzen melden, daß sie am letzten Sonntag seinen guten Meister, den Schmied, aus Allem heraus gemehret und für ihn den Wirth im „Hotel zur Philosophie“ gemacht haben. Es habe zwar nur wenige Händ' gefehlt, so wär's der Schmied wieder geworden. Aber die Parthei des Wirths habe alle möglichen erlaubten und unerlaubten Mittel angewendet. Anfangs zum Ersten, da haben sie in der ganzen Gemeinde ausgegeben, der Schmied nähm's unter keinen Umständen mehr an und sei selber dafür daß man den Wirth für ihn machen soll und der Pfarrer sei auch für den Wirth. Da haben viele Bauern gesagt, es sei ein Herrenspiel und da wollen sie nicht in dem Ding sein und sind dann am Wahltag schön daheim auf dem Ofenbänkli gelegen; jetzt hintenher schimpfen sie freilich, es sei nicht recht gegangen; aber leider zu spät. Dann habe der Wirth in den letzten Tagen bekannt werden lassen, er habe Extra-Bier bekommen, wie noch kein's nie ausgewirthet worden; und da sei dann am Abend das Haus voll gewesen und der Wirth habe Keinem einen Rappen abgenommen und gesagt, sie seien ihm liebe Kunden und geben ihm das Jahr hindurch auch schön

zu verdienen und so hab' er jetzt einmal ein paar Fäßli Bier extra kommen lassen und die seien jetzt schon bezahlt. Dann sage man, es sei auch noch Geld spendirt worden; er wisse es nicht, schrieb der Franzsepp; aber dasselb' sei gewiß, daß dem Wirth seine Leut' so an paar Hungerhauerlein Schulden aufgelesen und ihnen gedroht haben, sie zu Boden zu machen, wenn sie nicht dem Wirth helfen. In einem Nebenörtle, wo Alles für den Schmied gewesen wäre, haben sie noch am Sonntag am Morgen den Zug verbreitet, die Gemeind' sei abgerufen und werde erst über acht Tag gehalten. Einigen leichtgläubigen Bauern haben sie den Bär' angehängt, wenn man den Schmied wähle, so gäb's Händel und dann kommen Truppen in's Land und da gäb's dann Einquartirungen und Kosten, daß man in den Haaren frage. Wieder Andern hab' man gesagt, der Schmied sei im Geheimen eigentlich, was der Wirth; er sei früher ein rechter Radikal' gewesen und sei's jetzt noch, aber er könne es besser verbergen; beim Wirth wisse man doch woran man mit ihm sei; und dann gäb's Frieden in der Gemeind'; wenn der Wirth einmal etwas werde, so höre dann die Treiberei von selber auf; und dem Frieden zu lieb' müß' man ein Opfer bringen. Um endlich dem Wirth noch ein paar Händ' mehr zu verschaffen, habe ein Schwager von ihm etwa zehn Burschen aus einer andern Gemeinde angestellt, um einen Sandhubel auszuebnen; der Hubel müß' ihm jetzt einmal weg, es möge kosten, was es wolle und wenn sie ein Vierteljahr daran haben; diese Mannen haben dann natürlich auch dem Wirth stimmen müssen; nach der Wahl aber sei's mit dem Hubel beim Alten geblieben und die Burschen haben wieder heim können. Was dann dem Wirth am meisten geholfen, das sei die Unthätigkeit und Uneinigkeit seiner Gegner gewesen. Sie haben immer gesagt, ja dem Schmied nähm's Keiner weg, am wenigsten der Wirth. Und dann seien sonst gar Viele daheim geblieben, weil sie sagten, es sei ihnen gleich, wer regiere; steuert werd' man müssen, ob der oder dieser auf's Rathhaus gehe. Das Ungeschickteste sei dann noch das gewesen, daß sie, wo's geheißzen hat, der Schmied nähm's nicht mehr an, schier gar ein halbes Duzend vorgeschlagen haben. Der Eine wollte den Hans, der Andere den Heiri; der Eine meinte, der Schwager wär' auch noch gut

genug, der Andere sagte, dem Better stünd' der Mantel auch noch wohl an und hätt' eigentlich schon lang auf's Rathhaus gehört; ein Dritter wollte absolut mit seinem Vattermann hinein. Und so sei dann am End' der Wirth ohne große Mühe hineingeschlossen. Aber, schrieb der Franzsepp, sie hätten sehen sollen, wie's dann am selbigen Abend zugegangen mit Lärmen und Schießen, mit Toastieren und Musizieren, mit Tanz und Saufgelagen, bis gegen den andern Morgen; dem Schmied haben sie den Gartenhag umgezerrt und einen großen Stein in's Fenster geworfen. Einer von den Gesellen sei Wunderswegen auch in's Wirths gegangen, einen Schoppen zu trinken und wenn er sonst nicht von den Heißesten Einer sei im Religiösen, so hab' er doch nachher gesagt, solche Reden hab' er an einem katholischen Ort noch nie gehört. Sie haben es gerade heraus gesagt, jetzt fragen sie den Geistlichen und dem Bischof nichts mehr darnach, jetzt seien sie einmal Meister; auch haben sie über die Unfehlbarkeit des Papsies wüßt gethan und sogar dem Garibaldi ein Lebehoch gebracht. Auch der Wirth hab' eine Rede gehalten und da viel von der Morgenröthe der Freiheit und von der Philosophie und von dem Sklavenjoch des Jesuitismus und von Toleranz und Ebenbürtigkeit des Volkes, von Civilehe und Emanzipation und von den tiefgekränkten Menschenrechten gesprochen. Weil dann dem Schmied sein Gesell nicht „Bravo“ gerufen, so seien sie über ihn her und nachdem sie ihm ein paar Böcher in den Kopf geschlagen, dann mit ihm zum Haus hinaus. Später seien sie dann selber noch hintereinander gekommen und haben einander blaue Augen aufgeschlagen und seien Mehrere dem Wirth aus dem Konto gelaufen und der Wirth hab' die liebe Noth gehabt, wieder Frieden zu machen. Der Schmied selber könne sich gar wohl darein schicken, daß es ihm so gegangen; aber das hab' ihm weh' gethan, daß sich viele, sonst nicht böse Leut', von einem Mann, wie der Wirth Einer sei, so miserabel haben über den Böffel barbieren lassen; und daß so viele brave Bauern allemal daheim bleiben, wenn Wahlen sind und dann nachher aufbegehren, man hab' ungeschickt gemeindet.

Zum Schluß seines Briefes fragte der Franzsepp noch seine Eltern, ob sie zufrieden wären, wenn er noch ein Jahr oder zwei die Fremde

machen thät'. Es hab' ihm da ein guter Kamerad, der früher neben ihm gearbeitet und der ein sehr braver Bursch' sei, aus Deutschland geschrieben, er sei bei einem sehr guten Meister und der hätt' ihm Arbeit und guten Lohn. Es sei in derselben Stadt auch ein katholischer Gesellenverein, der viel Gutes wirke und alle Gesellen seines Meisters seien darin. Wenn's also den Eltern recht wäre, so thät's ihn noch fast gar anfechten, ein' Probier zu machen; er könnte sich in seiner Profession noch etwas vervollkommen und etwas erfahren und erleben. Er gehe nicht etwa, damit er mehr Freiheit habe; der Schmied sei ihm durchaus nicht verleidet und was er merke, er auch dem Schmied nicht. Aber der Schmied selber, dem er's gesagt, hab' ihm nicht ganz mißrathen; es sei wahr, hab' er gesagt, er könnte noch etwas lernen und der Meister müsse kein Bösgesinnter sein, wenn alle seine Gesellen im kath. Gesellenverein seien. Sie sollen ihm also bald berichten; wenn sie nichts dagegen hätten, so ging' er nicht ungeru, sonst aber müsse es ihm nicht sein. Und jetzt sollen sie ihm den Götti und den Kaplan grüßen und wer ihm etwa nachfrage. Die Mutter war froh, daß er für den Kaplan einen Gruß darin gestellt, denn jetzt hatte sie einen schönen Anlaß, ihm den Brief zu lesen zu geben und mit ihm zu reden, was er etwa meinte, wegen dem Platz da im Deutschland unten. Auf ein' Weg wär' sie zufrieden, sagte sie zum Kaplan, und auf ein' Weg nicht. Er schreibe da von einem Verein und das gefalle ihr nur so halb und halb. Es gäb' jetzt Anfangs gar allerlei Verein' und wie man höre, seien nicht alle die besten; und wenn dann gar die Freimaurer etwa dahinter stecken, so möchte sie dann von der ganzen Geschichte nichts wissen. Der Kaplan war auch der Meinung, man müsse wohl acht geben, in was für Verein' man die Leut' lasse; es seien schon unzählige junge Burschen durch schlechte Vereine in's Verderben gerathen. Hingegen aber was jetzt der Gesellenverein anbelange, wo da der Franzsepp davon gemeldet, so sei derselbe nicht nur nichts zu fürchten, sondern z'konträr, gerad' just, weil in derselben Stadt ein solcher Verein existiere, könnte er's dem Franzsepp eher rathen, dort in Arbeit zu treten. Da müsse sie nicht Angst haben, daß die Freimaurer etwa dahinter stecken; es sei eher zu fürchten, daß dieselben eines schönen

Morgens sagen werden, der kath. Gesellenverein sei auch mit den Jesuiten im vierten Grad verwandt und man müsse ihm also den Niegel stoßen. Der Kaplan erzählte nun, wie vor nicht so vielen Jahren in Deutschland ein armer Schuhmacher-gesell, Namens Kolping, angefangen habe zu studieren und nach vielem Kummer und Sorgen ein Geistlicher geworden sei und zwar ein fermer, so daß er jetzt in ganz Europa und noch weit darüber hinaus unter dem Namen „Vater Kolping“ bekannt und berühmt sei. Weil derselbe mit eigenen Augen gesehen und erlebt hatte, wie vielen großen Gefahren für Glauben und Sittlichkeit und wie vielem entsetzlichen Elend oft das Gesellenleben ausgesetzt sei, so hab' er dann als Geistlicher sich mit der größten Sorgfalt und Opferwilligkeit des Handwerkerstandes angenommen und sein ganzes Leben bis zu seinem leider! viel zu frühen Tod der leiblichen und geistlichen Pflege der armen Arbeiter gewidmet. Vater Kolping habe aber wohl gewußt, daß Einer allein wenig ausrichten könne und darum habe er einen kath. Gesellenverein gestiftet und dafür den Segen der Kirche erhalten und auch den Segen Gottes; denn der Verein sei jetzt schon nur in Deutschland und der Schweiz an mehr als 500 Orten eingeführt und zähle über 70,000 Mitglieder und habe schon unzählige junge Leute vor Unglauben und Sittenverderbniß bewahrt und sie zu guten braven Meistern gemacht. Da sei allemal ein Geistlicher Präses; und da kommen die Gesellen, die im Verein sind, etwa einmal oder mehr in der Woche an einem bestimmten Ort mit ihrem Präses zusammen, unterhalten sich miteinander, singen etwa ein schönes Lied, üben sich im Zeichnen, selbst im Schreiben und Lesen, deklamiren etwas und trinken, wenn sie wollen, ein Glas Bier dazu. Daß für gute Schriften und Bücher gesorgt wird, ist klar. Mitunter bespricht der Präses mit ihnen auch etwa wichtige Zeitfragen und knüpft etwa die passenden Lehren daran und sucht bei seinen Gesellen die Liebe zur Arbeit, häuslichen Sinn, Zufriedenheit mit ihrem harten Stand und überhaupt den rechten Geist zu wecken und zu erhalten. Einigemal im Jahr haben sie auch gemeinschaftliche Kommunion und feierlichen Gottesdienst. An manchen Orten sorgt der Präses auch dafür, daß die Gesellen ihren ersparten Pfennig in einer Sparkasse an den Zins legen

können, so daß sie zur Zeit der Noth oder wenn sie ein eigenes Geschäft anfangen wollen, einen Schilling Geld haben. Kommen neue Gesellen an dem Ort an, so finden sie an dem Präses und an den Mitgliedern gute Freunde, die ihnen mit Rath und That an die Hand gehen. So ist der Verein dem Gesellen einiger Ersatz für das Familienleben, er steht doch nicht ganz so einsam und verlassen da im fremden Lande und entgeht gar vielen Gefahren, denen der junge unerfahrene Mensch in der Fremde ausgesetzt ist. Daß man die Gesellen nicht in ein Bockshorn hineinthun kann und soll, das weiß man; darum macht der Hr. Präses etwa eint' oder anderes Mal einen Ausflug mit ihnen oder gibt ihnen Anleitung, etwa ein nettes Theaterstücklein aufzuführen oder in einer Abendunterhaltung mit Gesang und Deklamiren sich und ander' Leut' zu erheitern. Und daß die Gesellen, wenn sie recht angeleitet werden, oft famos gut singen können, das ist eine alte Sache. Sogar Kirchenmusik wird an Ort und Enden in den kath. Gesellenvereinen gepflegt und aufgeführt. Kurz, dieser kath. Verein ist eines der schönsten und edelsten Werke, welches in der neuesten Zeit geschaffen wurde; und darum haben auch die kirchlichen Obern demselben schon oft ihre volle Zufriedenheit ausgesprochen, seine Fahne eingeseget und seine Versammlungen mit ihrer hohen Gegenwart beehrt. Dem Franzsepp seiner Mutter war es ein überaus großer Trost, daß für die armen Gesellen so schön gesorgt sei und da müsse ihr der Franzsepp dann jedenfalls in diesen Verein, wenn er in's Deutschland hinunter komme; es werden aber auch hoffentlich alle kath. Gesellen hinein gehen, wenn sie Gelegenheit haben? Es wär' gut, sagte der Kaplan; aber leider! ist es nicht so. Der kath. Gesellenverein hat auch seine Widersacher. Anfangs die, wo in schlechten Vereinen sind, mögen ihn natürlich nicht, weil er ihnen gar viele junge Leut' abwendig macht. Dann denen, die lieber Alles, was sie verdienen, vorzu wieder verthun, ist er verhaßt und sie spotten und lachen darüber. Auch sind die Feinde der Kirche darwider, weil er eben katholisch ist. Wär's ein Verein, wo man die jungen Leut' zu Unglauben und Lüderlichkeit verführte, so wär' er ihnen schon recht; aber weil er das nicht thut, so mögen sie ihn weder wissen noch hören und

suchen die Gesellen mit Spott und Gelächter davon abzuhalten. Und das mögen dann gar viele nicht erleiden, besonders wenn die Meister noch selber dagegen sind. Dem Kaplan seine Belehrung hatte die Eltern des Franzsepp beruhiget und sie gaben ihm ihre Zustimmung, den Platz in Deutschland unten anzunehmen und nach kurzer Zeit nahm er in's Schmied's und daheim Abschied und begab sich wohlgemuth auf die Wanderschaft.

V.

Des andern Abends war unser Franzsepp schon weit über die Grenzen; denn er hatte sich einen schönen Baken Geld erspart, so daß er jetzt nicht fechten mußte und sogar auf der Eisenbahn fahren konnte. Auf derselben hatte er mit einem ordentlichen Mann aus dem Elsaß Kundsamme gemacht, der schon oft in dieser Gegend gereist war und ihm allemal sagen konnte, was das für Ortschaften seien, wo sie vorbeigefahren und was da und dort Merkwürdiges zu sehen wäre, wenn man Zeit hätte, auszusteigen. In der Stadt, wo sie übernachten wollten, war es denselben Abend sehr lebhaft und im Wirthshaus, wo sie eingekehrt waren, trafen sie gar viele Arbeiter an. Während sie etwas zu Nacht speiseten, sahen sie, wenn allemal eine Seitenthür aufging, in einem großen Tanzsaal gar viel Volk bei einander und darunter manche Gesichter, denen man so zwischen Tag und Nacht an einem abgelegenen Ort nicht gern ganz allein begegnen möchte. Auch Männer im schwarzen Frack und mit seidenen Handschuhen waren dabei. „Es müsse da etwas Vereins beisammen sein, sagte der Franzsepp, vielleicht der Gesellenverein?“ „Dasselb' jedenfalls nicht, sagte der Elsäßer; die Leut', die man da sehe, haben nicht das Gesicht dazu; er meinte viel eher, das wären Leut' vom großen Arbeiterbund, oder der „Internationale“, wie sie ihn nennen, weil nicht nur die Arbeiter eines Landes, sondern aller Länder und Nationen sich zu einem großen Weltbund zusammenthun. Wie man aus sicherer Quelle vernehme, soll dieser Arbeiterbund bereits mehrere Millionen Mitglieder haben und eine Geldkasse, daß sie selbst mit manchen Königen und Regierungen nicht tauschen würden.“ „Und was wollen denn die eigentlich? fragte der Franzsepp; wohl etwa ein-

ander helfen in der Noth und in theuren Zeiten einander unterstützen? Dasselb' könnte ihm eigentlich noch gefallen." „Ja! wenn's nur das wär' sagte der Elsässer, so wär' es schon recht; aber es steckt da etwas ganz Anderes dahinter und die eigentlichen Führer und Leiter dieses Bundes nehmen gar kein Blatt vor den Mund, sie sagen es in ihren Versammlungen und Zeitungen mit dürrer Worten heraus, was sie wollen. Sie wollen alle Religion, alle Regierungen, alles Eigenthum abschaffen, alle von Gott und der Kirche gesetzte Bande der Ehe und des Familienlebens auflösen und überhaupt alle Ordnung in der menschlichen Gesellschaft total umstürzen.“ „Über, fragte der Franzsepp, was sagen die Regierungen dazu?“ „Ja die Regierungen, die haben da böß machen, sagte der Elsässer; die haben, mit wenigen ehrenhaften Ausnahmen, wie sie meinen, viel Wichtigeres zu thun. Denk' einmal, Franzsepp, was so recht radikale Regierungen heutigen Tags Alles zu thun haben. Da müssen sie Erstlichen dem Hrn. Bruder, dem Viktor Emanuel, den Schwanz tragen und ihm Handlanger- und Henkersdienste thun gegen sein wehrloses Schlachtopfer Papst Pius IX. Zum Zweiten müssen sie in alle Hirten schreiben, Verordnungen und Erlasse der Bischöfe ihre Nase hineinstecken, ob ja nicht etwas Staatsgefährliches darin sei. Zum Dritten müssen sie bei jeder Schulstube aufpassen, ob nicht etwa ein kath. Geistlicher die kath. Kinder aus dem kath. Kinderlehrbüchlein abfrage, was natürlich ein Verbrechen gegen den religionslosen Staat wäre. Dannethin müssen sie mit ihren Sperberaugen den kath. Priester auf der Kanzel und sogar im Beichtstuhl wohl beobachten, ob er nicht etwas von der Unfehlbarkeit des Papstes sage, was natürlich ein Verstoß gegen die Staatsgesetze wäre; oder ob er sonst etwas lehre, was den beschnittenen oder unbeschnittenen Herren Juden und Freimaurern mißfallen könnte. Im Weitern müssen sie väterlich sorgen, daß ja die kath. gesinnten Regierungen mit den Spitzbuben, besonders mit denen von der feinern Sorte, nicht etwa ungnädig verfahren oder gar etwa einem Gotteslästerer zu unsanft den Pelz ausklopfen. Dann müssen sie vom Morgen bis am Abend und vom Abend bis am Morgen immer auf der Wacht sein, daß ja nicht etwa ein neues Klöster-

lein gebaut oder ein altes wieder hergestellt oder ein paar Jungfrauen zusammengehen und da miteinander beten und arbeiten und vielleicht ein paar arme Kinder das ABC lehren; oder daß ja bei Leib' nicht etwa ein Jesuit, Gott behüt' uns davor! bei Nacht und Nebel in's Land komme und das gesammte Reich und Vaterland mitsammt Allem in die Luft sprengt. Und was jetzt das wieder für eine heillose Arbeit gibt, alle Satzungen und Statuten und alle Regelbüchlein aller Klöster und Institute, aller Orden und Kongregationen und sogar der Bruderschaften und Vereine zu erlesen und daran zu schmecken, ob sie nicht etwa mit einem Fäßerlein mit den erschrecklichen Jesuiten verwandt sein möchten und Jeden und Jede, die eine Rutte tragen, als wenigstens des Verdachts verdächtig scharf im Aug' zu behalten. Jetzt wieder eine grausige Arbeit ist es für sie, ihr Schooßkind, den sogenannten „Ultholizismus“, der ihnen immer noch nicht recht auf den Beinen stehen will, alleweil zu stützen und zu schützen, zu hegen und zu pflegen und ihn vor völligem „Verferben“ zu bewahren. Und das Alles wäre noch zum Aushalten, wenn nur die kath. Kirche ihnen nicht so gränzenlos viel Sinnens und Sorgens und Müh' und Arbeit gäbe. Sie meinen immer, die Kirche sollte einmal zu ihren Gunsten abdanken; und weil sie das nicht will und nicht kann, so haben sie ihr den Untergang geschworen. Aber zum Verdruß und Aerger ihrer Feinde hat sie gar ein zähes Leben. Von allen Seiten schlagen sie auf dieselbe los, auf Haupt und Glieder und studieren und probieren auf alle Art, ob sie nicht endlich ihr den Todesstoß versetzen können. Und Jud und Heid und Hottentott und zuletzt der Teufel selber wär' ihnen nicht zu schlecht, um mit ihm in Allianz zu treten zum endlichen Verderben der Kirche. Aber wenn sie allemal meinen, jetzt liege sie in den letzten Zügen und wenn sie ihr schon in's End geläutet, so thut sie allemal ihre Augen wieder auf und blickt zum Himmel und der Himmel sendet Hilfe und die Kirche ist gerettet und aller Lug und Trug, all' das Drängen und Zwängen, alle List und Gewalt war wieder umsonst. Aber ihre Feinde haben meistens die Gnade nicht, dieß einzusehen und sie meinen allemal, es müsse doch noch gerathen, die Kirche zu überwältigen und fangen

den mühsamen Kampf gegen sie von vornen an und lassen unterdessen den geschwornen Feinden der menschlichen Gesellschaft und den Zerstörern aller Zucht und Ordnung freies Spiel und freien Lauf. Zuerst muß die Kirche zu Boden, vorher haben sie keine Zeit, der „Internationale“ zu Leib' zu gehen.“

Während der Elfäßer mit dem Franzsepp sich unterhielt, war es im Tanzsaal immer lebhafter geworden, ein Redner löste den andern ab, ein Bravo das andere. Als nun immer noch Leute aus- und eintraten und einmal die Seitenthüre einige Zeit offen blieb, sagte der Elfäßer, wenn er gerade so unbemerkt hinein könnte, so möchte er sich das Ding da drinnen etwas ansehen und auch hören, was sie da abmachen. Der Franzsepp war der gleichen Meinung und richtig, sie kamen glücklich hinein und zwar gerade recht, nämlich zur Schlußrede. Der Präsident, ein Mann mit struppigen Haaren und einem ungeheuern Schnauz, dankt der ehrenwerthen Versammlung für die guten und edeln Gesinnungen, die sich allseitig kundgegeben. Die Beschlüsse, die sie gefaßt, seien geeignet, das harte Loos der Arbeiter endlich zu erleichtern und ihnen glückliche, selige Tage zu bringen. Ein dreifaches Joch habe bisher auf dem Nacken der Arbeiter gelegen und sie in den Staub gedrückt, das Joch der Religion, das Joch des Ehebandes und das Joch der staatlichen Ordnung. (Bravo!) Unser Arbeiterbund, die „Internationale“, hat endlich sich ermannt und beschlossen, nicht zu ruhen und nicht zu rasten, bis dieses dreifache Joch abgeschüttelt ist. (Bravo!) Schon auf unserm Kongreß in Brüssel im Jahre 1868 haben wir beschlossen: Wir wollen keine Religion mehr. Denn es gibt keinen Gott und keine Ewigkeit. (Bravo!) Folgerichtig hat auch die Regierung kein Recht, uns zu befehlen und uns zu besteuern und uns gegen ihre Feinde in's Feld zu führen und todtschießen zu lassen. Daher unser Beschluß: Wir wollen keine Regierung mehr. (Bravo!) Auch hat kein Mensch das Recht, Eigenthum zu besitzen; Eigenthum ist Diebstahl! (Bravo!) Kapital ist Ungerechtigkeit. Hiemit fällt auch das Erbrecht. Wenn's was zu erben gibt, so erben wir. Endlich muß die letzte Fessel gesprengt werden, das Eheband.

Wir wollen frei sein, frei wie alle andern Geschöpfe. (Bravissimo!) Kurz, wir wollen keinen Gott mehr, keine Religion, keine Obrigkeit, keine Ehe, kein Eigenthum, keine Kunst und Wissenschaft, — was noch sein darf, das ist einzig der Landbau, damit wir zu essen haben. Sonst fort mit Allem! (Bravo!) Also zur Sammlung, ihr Arbeiter alle, um zur gelegenen Zeit über die verrottete Gesellschaft herzufallen! Nehmt ihr ihre Kapitalien, nehmt ihre Fabriken, ihre Palläste, ihre Güter; ihr Reichthum falle in Euere Hände! Unsere Aufgabe ist eine großherzige, aber freilich auch eine schwierige. Aber nicht verzagt. Der Radikalismus arbeitet uns prächtig in die Hände, weil er die einzige Macht, die wir zu fürchten haben, die kath. Kirche, in Fesseln schlägt. Wir zählen bereits nach Millionen. In England, wo wir unsern Hauptsitz haben, sind alle Arbeiterverbindungen, und ihre Zahl ist Legion, mit uns verbündet. In Frankreich ist die Zahl unserer Anhänger nicht minder groß. Belgien und Holland sind von unsern Netzen ganz umspinnen. In der Schweiz haben wir einen unserer Hauptheerde und der liberale Geist, der da herrscht, ist unserer Sache sehr förderlich und so lange wir keine Rutte anlegen, haben wir von den Bundesbehörden durchaus nichts zu fürchten. (Bravo!) Italien ist selbstverständlich mit uns einig; es stünde dem Viktor Emanuel nicht wohl an, für das Recht der Regierungen, für die Heiligkeit der Ehe, für Eigenthum und Erbrecht gegen uns in die Schranken zu treten. Spanien ist ganz in unserer Gewalt. Daß in Rußland und in Amerika die Unsrigen eine ungeheure Thätigkeit entwickeln, das beweisen die in Flammen stehenden Städte. (Bravo!) Der Kongreß in Philadelphia Anno 1869 rechnete unsere amerikanischen Mitbrüder bereits auf 800,000. In Deutschland, besonders im nördlichen, steht unsere Sache gut; das deutsche Zentralkomitee zu Leipzig gibt die Mitglieder der Internationale in Deutschland allein über eine Million an. Selbst in Indien und China hat unser Bund sich festgesetzt. Doch sind es nicht allein die Millionen unserer Mitglieder, die uns Muth einflößen sollen; nein; was mich freut und mich hebt und tröstet, das ist der gute Geist, der die Meisten von uns beseelt. Im Jahr 1848 schrieb ein

Gefinnungsgenosse von uns an die damalige Regierungskommission von Paris folgende denkwürdige Worte: „Sagen Sie nur Ihren dummen Bürgern und Ihren Nationalgarden, daß, wenn sie nicht thun, was wir wollen, 400,000 Arbeiter das Signal erwarten, um Paris in einen Schutthaufen zu verwandeln; sie werden keinen Stein auf dem andern lassen. Hierzu werden sie keine Flinten nöthig haben — Zündhölzchen werden schon genügen.“ (Bravo!) Meine Freunde! der Geist, der diesem edeln Mann diese körnigen Worte in den Mund gelegt, ist auch unser Geist! (Bravo!) Also muthig und entschlossen voran! Fordert von den Reichen, daß sie mit Euch theilen. Stellt Euere Arbeit bei gelegener Zeit ein und zwinget die Gesellschaft, nach Euerm Willen zu thun. Und helfen Euere Worte nicht, nun! so schreitet unerschrocken zur That; das Petroleum ist wohlfeil! (Bravo!) Es hat vorhin ein Redner gemeint, er sei zwar mit uns vollkommen einverstanden; aber die Klugheit erfordere es, daß wir unsere Pläne möglichst geheim halten und die Regierungen uns nicht so frei in die Karten sehen lassen; sonst könnten sie leicht mit aller Macht gegen uns einschreiten und unsern schönen Bund zerstören. Meine Freunde! diese Furcht theile ich ganz und gar nicht. Heutzutage sind die meisten Regierungen radikal; und die haben sich nun einmal in den Kopf gesetzt, die einzige Staatsgefahr komme von der kath. Kirche und da haben sie sich mit ihr in einen Kampf eingelassen, der noch lange nicht ausgekämpft sein wird. Mittlerweilen lassen sie uns sein schön unsere Sache mehr und mehr ausbreiten und da wachsen wir ihnen über den Kopf und haben wir einmal überall festen Boden, dann sollen sie kommen, wir sind auch dabei. Sie fürchten uns jetzt schon ganz gewaltig; sie gehen wohl um den heißen Brei herum, aber sie dürfen uns nicht recht anpacken. Und wenn sie hie und da über unsere Beschlüsse die Stirne ein wenig runzeln, so haben wir ein probates Mittel, sie wieder zu besänftigen. Wir brauchen in unsern Zeitungen nur wieder recht zu schimpfen über Klöster und Jesuiten, über Papst und Bischof, über Rom und die kath. Kirche, so legt sich gleich wieder der Zorn und sie sagen, wir seien eigentlich im Grund doch gute Leute und meinen es wohl mit dem Vaterland.

Wir müssen nur bei jedem Anlaß zeigen, daß wir entschieden gegen die kath. Kirche sind, dann thun uns radikale Regierungen sicher nichts zu leid. Und dann, meine Freunde! schießt es sich für die meisten Fürsten und Regierungen gar entsetzlich schlecht, gegen uns aufzutreten. Denn wir wollen eigentlich nur abwehen, was sie angezettelt, und praktisch ausführen, was sie uns gelehrt; wir wollen nach unserer Manier thun, was sie in ihrer Art eigentlich schon lange gethan. Wenn sie also uns Vorwürfe machen, so werden wir ihnen sagen: Ihr Herren! nur nicht aufbegehrt! Es ist wahr, wir haben uns gegen Euch verschworen; Euere Throne müssen fallen. Aber habt ihr schon vergessen, wie viele rechtmäßige Regierungen Ihr aus bloßer Laune, aus leerem Ehrgeiz und Ländergier mit den Waffen in der Hand überfallen und sie aus ihrem Besizthum verjagt habet? Denket doch nur ein wenig nach, wie Ihr es dem wehrlosen Papst in Rom gemacht, wie Ihr Euch gegen ihn verschworen, wie Ihr ihn verrathen und verkauft. Wir sind nicht Freunde des Papstes; aber wenn sein tausendjähriges Recht in Euern Augen nichts mehr gilt, wie könnt Ihr jetzt klagen, wenn wir Euch nun mit der gleichen Elle messen und Euere Recht auch nicht mehr achten? Es ist ferner wahr, wir wollen kein Eigenthum mehr anerkennen. Ihr nennt das Unrecht. Gut! Aber von wem haben wir das gelernt? Habt nicht Ihr den Grundsatz aufgestellt: „Recht ist, was man dazu macht.“ Mit diesem Grundsatz habt Ihr alle Euere Gewaltthatigkeiten immer vertheidiget. Drum beklagt Euch jetzt nicht, wenn wir diesen Grundsatz nun auch einmal für uns und gegen Euch anwenden und es auch einmal probieren, ans Unrecht Recht zu machen. Und dann, Ihr Herren! wenn es sich allemal um die Ausplünderung eines reichen Klosters handelte, da wäret Ihr doch nicht so skrupulos; und ob Ihr bei Euern Eroberungszügen die Städte mit Kanonen zusammenschießet oder ob wir sie mit Petroleum niederbrennen, da ist der Unterschied nicht so überaus groß. (Bravo!) — Im Fernern ist es wahr, daß wir von dem Band der Ehe nichts mehr wissen wollen; es soll Jeder und Jede vollkommen frei sein, zu einander und von einander zu gehen, wie's ihnen gerade d'rum ist, heute so, morgen anders, heute die, morgen diese. Ihr

saget, so könne es nicht gehen, es müsse in diesem Ding da doch eine Ordnung sein. Gut! das haben wir früher auch geglaubt und diese Ordnung war wirklich vorhanden, das Christenthum und die Kirche hatten sie festgesetzt; aber wer hat diese Ordnung umgestoßen? Wohl Niemand anders, als Ihr mit Euerer Civilehe! Ihr waret die Ersten, welche die Ehe nicht mehr als ein Sakrament anerkanntet und sie zu einem leeren bürgerlichen Vertrag herabgewürdiget und alle Ehegesetze des Christenthums und der Kirche über den Haufen geworfen. Wenn's uns nun besser konveniert, noch einen Schritt weiter zu gehen und uns die Sache noch etwas kommoder einzurichten, nun so habt Ihr am wenigsten Ursache, darüber zu klagen. — Endlich machet Ihr es uns zum Vorwurf, daß wir von aller Religion nichts mehr wissen wollen. Aber, Ihr Herren! habt nicht Ihr uns das Beispiel gegeben? Habt nicht Ihr zuerst immer und immer von einer religionslosen Schule gefaselt? Habt nicht Ihr mit vollen Backen den religionslosen Staat ausposaunt? Ihr wollt die Religion verdrängen aus der Ehe, aus der Schule, aus Euern Verfassungen, aus Euern Gesetzen, aus Euern Rathsälen, aus dem ganzen staatlichen Leben; und nun wollt Ihr, daß der arme Arbeiter sich mit Religion plagen soll? Nein! Ihr Herren! entweder gibt es eine von Gott gestiftete, wahre Religion oder nicht. Gibt es keine, so wollen wir keine machen; gibt es aber eine, so ist sie für Alle, für die Herren im Rathsaal und auf goldenen Thronen so gut, als für den Arbeiter in der Werkstatt! (Bravo!) Aber Ihr meint, so ein wenig an einen Gott glauben, das sollten wir denn doch! Ihr Herren! es hat eine Zeit gegeben, wo wir an Gott und an Christus geglaubt und wenn wir jetzt nicht mehr an ihn glauben, so seid Ihr selber am meisten Schuld daran. Habt Ihr nicht die Kirche und ihre Priester in Euern Rathsälen, in Euern Zeitungen und Flugschriften auf alle mögliche Weise verlästert und sie um all' ihr Ansehen zu bringen gesucht und es dadurch so weit gebracht, daß wir am Ende ihrem Wort nichts mehr geglaubt? Und jetzt sollten wir auf Euer Wort an einen Gott glauben! Das muthet uns nicht zu! (Bravo!) Und dann haben ja unter Euern Augen, selbst unter Euerm Schutz und Schirm, vielleicht sogar

um Euer Geld, das heißt um des Volkes Schweiß und Blut, Jahr aus und Jahr ein viele Zeitungen und Schriften über alles Heilige gespöttelt und unschaniert Gott weggeläugnet. Und wenn ein Geistlicher dagegen geeifert, so habt Ihr ihn einen Ruhestörer genannt. Wir haben nie gehört, daß Ihr Einen gestraft, weil er öffentlich Gott und Christus weggeläugnet; wohl aber habt Ihr anerkannte Gottesläugner mit großer Besoldung als Professoren angestellt und wenn das gläubige Volk Euch genöthigt, dieselben zu entfernen, so habt Ihr ihnen zum Zeichen Euerer vollen Zufriedenheit aus dem Gelde des Volkes lebenslängliche, fette Pensionen gegeben. Wie könnt Ihr jetzt klagen, wenn wir glauben, was die von Euch bezahlten Professoren lehren? — So, meine Freunde! werden wir den Fürsten und ihren Ministern und allen radikalen Regimentern antworten, wenn sie uns unsere Gesinnungen zum Vorwurf machen.“ Zum Schluß ermahnte er die Arbeiter, diesen Gesinnungen treu zu bleiben, durch Wort und Schrift dieselben auszubreiten. „Unsere Loosung sei: Nieder mit dem Eigenthum! nieder mit den Regierungen! nieder mit der Religion! Es lebe die Internationale! es lebe die unbeschränkte Freiheit! es lebe das Petroleum!“ Ein schallendes Bravo war die Antwort und die Versammlung ging auseinander. Der Elsässer und der Franzsepp aber begaben sich, weil es schon spät geworden, zur Ruhe. Des andern Morgens beim Frühstück sagte der Franzsepp: „So etwas Entsetzliches habe er doch in seinem Leben nie gehört, wie gestern Abends dieser Präsident da geredet habe; und er könne nicht begreifen, wie vernünftige Menschen zu solchem Zeug noch „Bravo“ rufen können.“ Der Elsässer aber belehrte ihn, wie es mit diesen Leuten dahin gekommen sei. „Man hat sie durch schlechte Schulen, durch schlechte Schriften und Zeitungen und auf alle andere Weise um ihren Glauben an Gott und Ewigkeit gebracht, wie der Präsident ganz richtig bemerkte. Wenn du nun meintest, du habest nach dem Tod nichts zu fürchten und nichts zu hoffen, was würdest du thun? Du würdest, denk' ich, auf Mittel und Wege sinnen, wie du auf der Welt ein möglichst sorgloses, angenehmes und bequemes Leben führen könntest. So denken nun auch diese unglücklichen Arbeiter. Weil sie an einen wahren Himmel in der

Ewigkeit nicht glauben, so malen sie sich einen falschen Himmel auf der Welt; und den wollen sie haben. Und sie meinen, es wären eigentlich Zeug und Sachen zu einem solchen Himmel genug vorhanden auf der Welt, wenn sie's nur hätten. Aber die, wo's haben, wollen's nicht mit ihnen theilen. Drum sagen sie: Je nun! so theilen wir selber und nehmen an und Ihr könnt haben, was überbleibt. Und weil ihnen z. B. das Eigenthumsrecht, das Eherecht und so viele andern Rechte, kurz Gesetz und Ordnung und die obrigkeitliche Gewalt im Weg steht, so erklären sie all' das einfach für abgeschafft und es muß Alles darunter und darüber gehen und wenn sie zuletzt zu Mord und Brand schreiten müssen. Das ist ihr eigentlicher Plan. Aber so geschieht sind ihre Räubersführer schon, sie wissen wohl, daß sie allein nichts machen können und daß es da Millionen Hände braucht und darum haben sie in allen Ländern die Leut', wo sie brauchen können, in diesen großen Arbeiterbund zusammengethan und breiten ihn immer mehr aus, um zu gelegener Zeit ihren Höllenplan auszuführen. Es meint Mancher, ja das seien nur so Schreckenbilder; aber wenn man weiß, wie es unlängst in Paris gegangen, so könnte man doch endlich zum Glauben kommen, daß etwas an der Sache sei. Ein Missionär, der gerade zur selben Zeit in Paris war und diese Schreckenstage miterlebt hatte, hat nachher vor Gericht gesagt: „Ich habe 25 Jahre als Missionär unter den Wilden gelebt, aber so Schreckliches habe ich nie gesehen, wie diese Tage in Paris.“ „Aber, sagte der Franzsepp, so wird ja zuletzt die Welt nichts mehr anderes sein, als eine große Räuberhöhle. Kann denn da Niemand mehr Einhalt thun?“ „Doch, antwortete der Elsäßer, es gibt noch eine Macht, die da mit Gottes Beistand helfen könnte und das ist die kath. Kirche. Sie hat schon oft wilde Völker in gesittete Menschen umgewandelt. Sie könnte, wenn ihr die Regierungen nicht die Hände binden, auch diese neueste Sorte von Wilden zähmen und sie wieder zu Menschen machen, indem sie dieselben wieder zu Christen macht. Wenn es ihr gelingt, den armen Arbeitern wieder Glauben an Gott und Ewigkeit einzupflanzen, so werden dieselben mit ihrem schweren Stand wieder zufriedener sein und im Hinblick auf eine einstige Vergeltung nach dem Tode die Mühen und Sorgen

des gegenwärtigen Lebens in Gottes Namen in Geduld ertragen. Ist der Arbeiter wieder christlich gesinnt, so wird er sich auch etwa einschränken und durch weise Sparsamkeit und Thätigkeit sich und seine liebe Familie ehrlich zu ernähren suchen und seine Kinder durch eine christliche Erziehung, Liebe zur Arbeit, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Zufriedenheit mit ihrem Stande, Achtung vor den Geboten Gottes, Treue und Redlichkeit einpflanzen und sie dadurch wie zu guten Christen, so auch zu braven Bürgern des Staates machen. Es muß aber Einer nicht meinen, daß der Fehler allein an diesen armen Arbeitern sei. Es fehlt höher oben auch und zwar bis zu oberst oben ganz gewaltig. Der Arbeiter muß bei Vielen, die ihm Arbeit geben, nur „der Hund sein“, oder wenn man es etwas höflicher und gelehrter sagen will, eine leere Maschine, die man so schnell, als möglich abnutzt und sie dann — unter das alte Eisen thut. An vielen Orten können die armen Arbeiter ihr' Schweiß und Blut opfern, um ihren Herrn zu einem großen Millionär zu machen und verdienen dabei gerade so viel, daß sie nicht leben und nicht sterben können und wenn sie ausgenutzt sind, können sie gehen und — hungern. Weiß freilich schon, es gibt leider! auch manchen Arbeiter, wenn er selber der Herr wäre und sein Herr wäre z. B. ein Wirth, so wäre der Wirth bald ein Herr und der Herr — ein Bettler. Aber, Gottlob! Alle sind denn doch nicht so. — Und dann will heutigen Tags Alles auf der Schnellbleiche reich werden. Das ist Tausenden ihr einziges Ziel und Ende; und ob dabei Hunderttausende in die brandschwarze Armuth und Noth gerathen, dem fragen sie nichts darnach; denn der ordinaire Mensch ist ja, wie sie meinen, nur für sie auf der Welt und sonst für nichts. Hintendrein kommt dann erst noch als der eigentliche Todtengräber des armen Volkes der heutige Staat mit seinem ewigen Militarlen und seinem end- und oft gewissenlosen Beamtenheer. Weil's nun einmal zur Mode geworden, daß der heutige Staat keine Religion haben soll, so hat er auch kein Herz für das Volk, aber einen desto bessern Magen; er ist ein wahrer Vielstraß geworden und frist vorzu auf, was der Arbeiter sich etwa noch am eigenen Mund erspart hätte.“ „Da wird's wohl böß zu helfen sein,“ meinte der Franzsepp. „Ja

wohl, ist's da böß, sagte der Elsässer. Wenn da die Kirche nicht hilft, so hilft da Niemand mehr. Aber gerade die Kirche will man nicht helfen lassen. Es hat auch schon böße Zeiten gegeben für die Armen. Aber da hat die Kirche den Reichen gesagt, daß der Arme auch ein Mensch ist, wie sie und daß wer barmherzig ist, auch Barmherzigkeit erlangen werde. Und die Reichen haben es der Kirche geglaubt, weil sie eben noch Religion hatten und sind hingegangen und haben von ihrem Ueberfluß genommen und für die Armen gesorgt und Stiftungen gemacht und Anstalten gegründet für die Noth der armen Mitmenschen. Und der Staat hat auch nicht Alles nur für rothe und blaue Hosen und für Pulver und Blei und gezogene Kanonen verbraucht; er hat etwa in guten Jahren die alten Kronthalen auf die Seite gethan und in der Zeit der Noth mit der Kirche Hand in Hand dem armen Volk unter die Arme gegriffen und das Elend gemildert. Jetzt muß immer Alles verpufft und verpulvert werden und gibt's eine große Noth, so hat der Staat kein Geld und wenn er hätte, doch kein Herz oder höchstens eine trockene Proklamation, daß ander' Leut' helfen sollen und ein frostiges Reglement, wie die Gaben, nachdem die vorrechtlichen Beamten im Vollen bezahlt sind, nach Jahr und Tag unter die Schwerheimgesuchten vertheilt werden sollen. Wenn man nur noch die Kirche wollte machen lassen! Sie würde mit ihren Lehren und ihrem Wirken Frieden stiften zwischen Reich' und Arm' und es würde wieder Recht und Gerechtigkeit sein auf der Welt und der Reiche hätte am Armen einen treuen Arbeiter und der Arme in der Noth am Reichen eine Stütze. Aber wenn man der Kirche bald Alles genommen und Alles ohne sie und ohne Gott und Christenthum machen will, so gibt's nimmermehr Friede zwischen Reich und Arm, der Reiche hat dann kein Herz oder wenn er ein's hat, nur für's Geld und der Arme keine Geduld und kein Gewissen mehr und es wird kein Recht mehr etwas geachtet und zuletzt fragt es sich dann nur, wer Meister ist — der Reiche mit Gold und Silber oder der Arme mit dem Brecheisen und dem Dietrich, der Staat mit seinen Kanonen oder die „Internationale“ mit Bündholz und Petroleum.“

Dem Franzsepp hatte es gar wohl eingeleuchtet, was der wackere Elsässer da gesagt und daß

es wirklich soweit kommen muß, wenn man dem Wirken der Kirche überall den Niegel stoßt. Und gern hätte er dem braven Mann noch lange zugehört; aber er mußte mit der Eisenbahn, die selbst auf Herren und Damen nicht wartet, wieder weiters, während der Elsässer noch Geschäfte abthun und dann wieder heim wollte. Die Weiterreise ging gut von statten und am Abend kam der Franzsepp glücklich an seinem Bestimmungsort an. Er fand wirklich Alles so, wie's ihm sein Kamerad geschrieben hatte. Der Meister war ein ausgezeichnete Schmied und dazu ein wackerer Katholik. Er hatte sehr viele Arbeiter, denen er ein wahrer Vater war. Der Franzsepp konnte sich in seiner Profession noch um Vieles vervollkommen und sich etwas ersparen und dazu blieb er brav und wohlgesittet, wie er's daheim gewesen. Dazu hatte nicht wenig der kath. Gesellenverein beigetragen, in den er sich hatte aufnehmen lassen. Der Präses, ein junger Geistlicher, drang besonders darauf, daß die Arbeiter nebst treuer Erfüllung ihrer religiösen Pflichten mit ihrem harten Stand zufrieden sein sollen. Ein zufriedener Arbeiter sei gewiß viel glücklicher, als ein unzufriedener Herr und wenn er auch mit Gold und Silber überhangen wäre. Der größte Herr sei der Adam im Paradies gewesen; aber das Wohlfühlen hab' ihm nicht gut zugeschlagen; er sei widersetzlich geworden gegen Gottes Gebot; wo er dann aber sein Brod im Schweiß des Angesichtes essen mußte und die Erde ihm Disteln und Dornen hervorbrachte, da hab' er wieder angefangen Gott zu dienen. Es habe sich Keiner zu schämen, ein armer Arbeiter zu sein, seitdem der Sohn Gottes selbst Jahre lang in der Werkstatt zu Nazareth die schwere Last der Arbeit getragen. Der Lohn, den der Arbeiter täglich empfangt, sei nur eine Art Trinkgeld, der rechte Lohn werde ihm einst, wenn der große Feierabend komme, im Himmel ausbezahlt. Aber man soll dieses Trinkgeld nicht nur etwa vertrinken und auch nicht verspielen und vertändeln, sondern wenn man nebst den nöthigen Auslagen und etwa hie und da einer ehrlichen Erholung etwas erübrigen könne, so soll man's in die Sparkasse legen und wenn's auch nur wenig sei, so könne man später froh darüber werden. — Eines Tages, als wieder Gesellenverein war, sagte der Präses, es sei ein fremder Agent der „Internationale“ in der Stadt ange-

Kommen und suche durch Schmeicheleien und Geldversprechen die Arbeiter zu verleiten, auf einen bestimmten Tag ihre Arbeit einzustellen. Der Präses warnte sie sehr vor dieser Versuchung; sie sollen wohl acht geben, daß sie nicht in die Falle gehen. Wenn sie vernünftigerweise über Lohn oder Arbeitszeit sich zu beklagen haben, so sollen sie mit ihren Meistern etwa mit Vernunft darüber reden und es sei zu hoffen, daß dieselben eine billige Forderung nicht von der Hand weisen werden. Hingegen, wenn sie von diesem fremden Agenten sich in's Leitseil nehmen lassen und die Sache ertrogen wollen, dann könnten sie gar leicht vom Regen in die Traufe kommen. Wenige Tage nachher zogen Hunderte von Arbeitern in wilden Haufen durch die Stadt und schrieten: „Nieder mit der Arbeit! Nieder mit dem Kapital! Nieder mit der Religion! Es lebe die Internationale!“ Und das war ein Lärm und Gebrüll, daß man sein eigen Wort nicht hörte, und ein Saufen und Zechen den ganzen Tag bis tief in die Nacht hinein. So ging's zehn Tage lang, ein' Tag ärger, als den andern. Wo sie einen Handwerker bei der Arbeit ertapten, suchten sie ihn gewaltthätig zu zwingen, die Arbeit einzustellen. In der Schmiede, wo der Franzsepp in Arbeit stand, arbeiteten Alle guten Muthes fort; denn sie waren Alle im kath. Gesellenverein und lebten mit ihrem Meister auf gutem Fuß. Sie mußten sich freilich von den herumziehenden Haufen manchen Spott und Drohungen gefallen lassen. Aber sie achteten nichts darauf. Eines Nachmittags nun wurden sie von einer ganzen Bande von lärmenden Arbeitern kategorisch aufgefordert, sofort die Arbeit einzustellen; und als sie nicht Folge leisten wollten, wurden die Fenster mit Steinen eingeworfen und unter abscheulichem Geschrei drangen die wüthenden Bursche in die Schmiede ein, verjagten die Gesellen, warfen die Werkzeuge auf die Gasse und Alles darunter und darüber, zertrümmerten, was sie konnten und hausten, wie wilde Krieger in Feindesland. Der Meister legte Klage ein bei der Regierung und forderte Schutz und Schirm für Eigenthum und Hausrecht. Und die Regierung, in Anbetracht, daß sie Ruh' und Ordnung haben wolle im Land und daß die persönliche Freiheit nicht angetastet werden dürfe, faßte den Beschluß, es soll im ganzen Reich der „internationale Arbeiterbund“

— nein! der Jesuitenorden aufgehoben und verboten sein! — So geschehen im deutschen Reich im Jahr des Heils 1872.

Wenige Zeit nach diesen Vorfällen erhielt der Franzsepp von daheim einen Brief; die Eltern meldeten ihm, sein früherer Meister lasse ihn grüßen und es sei in der Nähe eine Schmiede feil und man bekäm' sie nicht unbillig und er wolle ihm dazu verhelfen, wenn er Lust und Liebe dazu hätte. Sie meinten, er sollte das Anerbieten annehmen. Dem Franzsepp hat der Vorschlag gefallen. Und nach kurzer Zeit hat's in seiner Vatergemeinde geheißt, der Franzsepp sei heim und habe eine Schmiede gekauft und einen schönen Bazen Geld heimgebracht und sei ein braver Bursch', daß man Freud' mit ihm haben könne. Und der Kaplan hat zu den Leuten gesagt: Wenn Alle, die ein Handwerk lernen wollen, eine so gute, sorgfältige Mutter und einen so braven Meister hätten, wie der Franzsepp gehabt, so stünd's in vielen Dingen besser mit dem Arbeiterstand. Und das Gleiche meint der Kalendermacher auch und darum hat er die Geschichte da in den Kalender gethan für das Arbeitervolk und and're Ehrenleut'. Und jetzt segne Gott das ehrbare Handwerk und geb' uns Allen ein gutes, glückhaftiges neues Jahr! **Pfr. Niederberger.**

Jahrmärkte. (Schluß vom Christmonat.)

Zürich. 2. Weiningen. 3. Bülach. 4. Meilen. 8. Hombrechtikon. 8. Kloten. 10. Bauma. 15. Pfäffikon. 17. Andelfingen B., Dürnten. 18. Winterthur. 26. Uster. 29. Gräningen B. 30. Stadel. 31. Regensberg B. — Luzern. 6. u. 20. Sursee Pf., B. u. B. 8. Hitzkirch. 15. Willisau J. u. B. 22. Münstere J. 23. Luzern. — Uri. 5. u. 18. Altdorf. — Schwyz. 1. Schwyz. 2. u. 30. Lachen. — Glarus. 9. Glarus. — Zug. 2. Zug. — Freiburg. 1. Schmitten B. 2. Romont. 3. Stäffis. 11. Boll. 18. Rue. — Solothurn. 1. Erschwyl, Densingen. 9. Solothurn. 15. Olten. — Basel. 1. u. 10. Basel gr. B. — Schaffhausen. 2. Schaffhausen. 31. Stein. — Appenzell. 3. u. 17. Appenzell. 19. Herisau, Heiden. 22. Tenfen. 23. Gais. St. Gallen. 1. Gofau, Ragaz, Thal. 2. Wyl. 3. u. 17. Rapperschwyl. 6. Trilbach. 8. Flawyl. 9. Berneck. 11. Sidwald. 11. u. 12. Altstätten. 16. Flums. 22. Wesen, Gams. 30. Sargans. — Graubünden. 5. Samaden. 9. Meienfeld B. 10. Planz. 11. Truns. 12. Sewis u. Grösch. 12. b. 20. Chur. 18. Tiefenfasten. 24. Bonaduz. 26. Thusis. 31. Klosters. — Argau. 2. Narburg. 1 u. 31. Mellingen. 2. Birmingen. 6. u. 22. Kaiserstuhl. 9. Brugg J. u. B. 11. Lengnau. 15. Bremgarten. 22. Laufenburg, Fahrwangen. — Thurgau. 1. Ermatingen, Kreuzlingen. 2. Eschenz. 3. Amriswil. 8. u. 29. Frauenfeld. 22. Dießenhofen. — Waadt. 2. Aubonne. 11. u. 26. Orbe. 16. Neulen. 22. Peterlingen. 26. Yfferten, Ber. — Genf. 13. Genf.

Das große Einmaleins.

1

2 2
4

3 2 3
6 9

4 2 3 4
8 12 16

5 2 3 4 5
10 15 20 25

6 2 3 4 5 6
12 18 24 30 36

7 2 3 4 5 6 7
14 21 28 35 42 49

8 2 3 4 5 6 7 8
16 24 32 40 48 56 64

9 2 3 4 5 6 7 8 9
18 27 36 45 54 63 72 81

10 2 3 4 5 6 7 8 9 10
20 30 40 50 60 70 80 90 100

11 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11
22 33 44 55 66 77 88 99 110 121

12 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12
24 36 48 60 72 84 96 108 120 132 144

13 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13
26 39 52 65 78 91 104 117 130 143 156 169

14 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14
28 42 56 70 84 98 112 126 140 154 168 182 196

15 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15
30 45 60 75 90 105 120 135 150 165 180 195 210 225

16 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16
32 48 64 80 96 112 128 144 160 176 192 208 224 240 256

17 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17
34 51 68 85 102 119 136 153 170 187 204 221 238 255 272 289

18 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18
36 54 72 90 108 126 144 162 180 198 216 234 252 270 288 306 324

19 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19
38 57 76 95 114 133 152 171 190 209 228 247 266 285 304 323 342 361

20 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20
40 60 80 100 120 140 160 180 200 220 240 260 280 300 320 340 360 380 400

21 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21
42 63 84 105 126 147 168 189 210 231 252 273 294 315 336 357 378 399 420 441

22 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22
44 66 88 110 132 154 176 198 220 242 264 286 308 330 352 374 396 418 440 462 484